

Ich schweige nicht!

Von Erwin Marti

Liebe Leserin, lieber Leser!

VOR 20 JAHREN wurde die Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft gegründet. An die 80 Personen fanden sich am Samstag den 17. November 2001 im Bienzgut in Bümpliz ein, um nach etlichen Diskussionen und nach Gedichtinterpretationen von Paul Niederhauser schliesslich die Initiativgruppe zum Vorstand der neuen Gesellschaft zu bestimmen. Der erste Vorstand bestand aus Rahel Sommer, Günter Wittwer, Hans Stucki, Peter Loosli, Daniel Menna, Paul Niederhauser, Werner Wüthrich und Erwin Marti. Im Hintergrund gab es ein Patronatskomitee aus teils illustren Persönlichkeiten, das aber nicht wirklich aktiviert wurde. In diesen Anfängen, in der langen Vorbereitungszeit und auch nach der Gründung, ging es bisweilen recht chaotisch zu. Bei einigen Sitzungen war nicht deutlich auseinandergehalten, ob es nun um die zu gründende Organisation oder um die Vorbereitung einer Ausstellung ging! Die Ausstellung über C. A. Loosli und Emil Zbinden fand dann auch tatsächlich statt, im Frühling 2002, und sie war ein grosser Erfolg.

Zur Gründung unserer Gesellschaft lesen wir im *Bund* vom 19. November 2001 Folgendes: «Die geplante Werkausgabe will man fördern, Erinnerungen von Loosli-Zeitgenossen sammeln, Ausstellungen wie die im nächsten Mai in Bümpliz geplante über Loosli und Emil Zbinden veranstalten. Zudem soll Looslis treuestem Freund, dem Philologen Jonas Fränkel (...) eine Art Symposion gewidmet werden, und weit über Bern hinaus will sich die Gesellschaft im Namen von C. A. Loosli in die öffentliche Debatte über Jugendprobleme und andere von Loosli vertretene Anliegen einbringen».

Nach zwei Jahrzehnten stellen wir fest, dass doch einige dieser Versprechungen eingelöst werden konnten: Die Arbeit an der Biografie Looslis ist abgeschlossen, eine Werkausgabe wurde realisiert, es gab Ausstellungen, Filme, Veranstaltungen und einen Unterrichtsteil auf unserer Homepage. In diesen Tagen liegt nun auch ein Band mit Briefen zwischen Loosli und Jonas Fränkel vor. Ein Korrespondenzband Carl Spitteler-C. A. Loosli ist in Vorbereitung. Vor kurzem ist der Verein Netzwerk Carl Spitteler ins Leben gerufen worden. Fredi Lerch hat dazu Stefanie Leuenberger befragt. Über unsere Ausstrahlung schweizweit liesse sich diskutieren. Immerhin gehören wir zu jenen, welche geholfen haben, in der Bevölkerung das Bewusstsein für Unrecht zu schärfen, zum Beispiel die Erinnerung an die hierzulande bis 1980 ausgeübte Praxis der Zwangsversorgungen und deren Opfer – von Loosli «Administrativjustiz» genannt. Loretta Seglias schreibt in dieser Ausgabe zum Thema. Dank unserer Initiative hat man sich endlich auch der Verdingkinder angenommen und ist das Bewusstsein der Problematik in der Gesellschaft angekommen.

Wir gingen immer aus vom Allrounder Carl Albert Loosli, vom vielseitig denkenden und handelnden freien Schriftsteller. Dem entsprechend waren und sind die Zugänge zu ihm unterschiedlich, stellen die Mitglieder der Gesellschaft keine homogene Gruppe dar. Die enorme Breite der Themen Looslis war zugleich Chance und Risiko für unsere Gesellschaft – damals wie heute.

Es sollte also nicht einfach ein literarischer Verein mehr entstehen. Interessant ist, was der oben erwähnte *Bund*-Redaktor zwei Tage nach der Gründung dazu meinte. Er hatte die Biografie Looslis studiert: «Wer die ersten beiden, bis 1914 reichenden Bände dieses monumentalen Zeit- und Lebensbildes kennt, hat allerdings einen etwas anderen Loosli als jenen lustig-volkstümlichen Dialektautor vor Augen, der da von den Bümplizern und Paul Niederhauser am Samstag gefeiert wurde. Einen unbeugsamen Kämpfer gegen alles Unrecht und einen Schriftsteller, der sich 1938 bewusst vom Dialekt ab- und der Hochsprache zugewandt hat, weil er nicht mit von Greyerz, von Tavel, Simon Gfeller & Co. in jenen Topf voller Heimattümelei, Urchigkeit und Berner Eigendünkel geworfen werden wollte, der in den siebziger Jahren von Autoren wie Kurt Marti radikal aufgebrochen und dem Verdikt des Provinziellen ausgeliefert worden ist». – Der Einwand war berechtigt, aber das Argument hat einen Haken: Trotz aller Enttäuschungen hat Loosli den berndeutschen Dialekt eben nachweisbar immer geliebt und er hat seine Texte im Dialekt des Oberemmentals seit den 1940er Jahren überarbeitet und später neu herausgeben. Gewiss hat er sich bereits 1911 (und nicht erst 1938 !) vorübergehend von der Dialektschriftstellerei verabschiedet, weil er nichts mit den städtischen «Dialektsnobs» zu tun haben wollte. C. A. Loosli ist also sicher weitaus mehr als ein Dialektautor, aber diese Seite seines Schaffens darf eben auch nicht vernachlässigt werden. Wie alle seine Zeitgenossen ging er übrigens davon aus, dass die Dialekte bald einmal aussterben und vom Hochdeutschen aufgesogen würden. Als paradox darf bezeichnet werden, dass er in seiner Absicht, die sterbenden Dialekte für die Nachwelt festzuhalten, diesen mit seiner Poesie neuen Lebenshauch verliehen hat. Allein *Mys Ämmital* erwies sich als Renner und ist seit 1911 immer wieder neu aufgelegt worden.

In dieser Ausgabe tragen wir dieser Seite Looslis Rechnung. Beat Sterchi macht sich über den Dialektautor Loosli seine Gedanken. Wir haben Vereine befragt und einige stellen sich vor, wobei wir uns an die bernischen Dialekte und ihre Autoren halten. Die Dialekte haben sich in vielen anderen Kantonen und Regionen behaupten können und weisen ihre eigenen Literaturen auf, auf welche wir hier aus Platzgründen unmöglich eingehen können. Ursprünglich war für die vorliegende Ausgabe ein Vergleich Looslis mit dem Schaffen Kurt Martis vorgesehen – vielleicht etwas für die nächste Nummer ! Beiden gemeinsam ist, dass sie nichts von «bluemete Trögli» gehalten haben und die falsche Sentimentalität in der Mundart bekämpften, aber auch, dass sie sich gesellschaftspolitisch einmischten. Wie eine Gesellschaft mit ihren Minderheiten und ihren Schwächsten umging, war für Loosli Prüfstein für Menschlichkeit und Demokratie. Die schweizerische Demokratie sah er als Projekt, niemals abgeschlossen, sie hatte sich immer wieder zu bewähren und musste erweitert werden. Er hoffte, dass dieses Projekt Teil, Element einer anzustrebenden gerechten Weltordnung friedlich vereinter Völker werden könnte. Doch sah er auch, wie sich die offizielle Schweiz

Weiter gehts auf der Rückseite (s.16) ...

14

Inhaltsverzeichnis

Aktuell 2

- Der neue Spitteler-Kontinent
Fredi Lerch
- Zu Carl Spitteler
Erwin Marti
- Zum Briefband C. A. Loosli
und Jonas Fränkel

Mensch 4

- Menschenrechte und Aussenpolitik
Erwin Marti
- Vor 100 Jahren – 1922
Erwin Marti
- C.A. Loosli in der psychiatrischen Anstalt
Waldau
Dominik Riedo
- Ein aufrechter Bürger
Beat Sterchi
- Der Ungerschied
Carl Albert Loosli
- Erinnerungen einer Zeitzeugin
Susann Pauli-Wenger
- Zwätschgechueche
Carl Albert Loosli
- Ein gelungener Anlass
Hansueli Mutti
- Administrativjustiz: Aufarbeitung
Loretta Seglias
- Plouderpfoschte Bern
dialÄktik
- Sprache und Identität
- Literatur und Zeitung
Martin Uebelhart
- Nutz dy Zyt
Carl Albert Loosli
- Bärndütsch, dank! Mundartvereine
Hansueli Mutti

Empfehlungen 15

- Die Macht des Charlatans
Das kontaminierte Museum
Martin Uebelhart
- Meine weisse Stadt und ich
Erwin Marti
- ANGAANGAQ
Theresa Affolter
- Hinter den sieben Bergen
Erwin Marti

Agenda 16

- Kurznachrichten
Von und über C. A. Loosli
Carl Albert Loosli Gesellschaft

Der neue Spitteler-Kontinent

Fredi Lerch
info@fredi-lerch.ch

«Carl Spitteler-Netzwerk»: So heisst ein im September 2021 in Bern gegründeter Verein. Präsidentin ist die Literaturwissenschaftlerin Stefanie Leuenberger, die 2019 auch das nationale Projekt «Carl Spitteler 100 Jahre Literaturnobelpreis» geleitet hat. Warum braucht es diesen neuen Verein?

Trotz der Nobelpreis-Jubiläumsfeiern für Carl Spitteler und obschon es in Luzern seit 1975 die Carl Spitteler-Stiftung gibt, sind Sie nun Präsidentin des Vereins «Carl Spitteler-Netzwerk». Weshalb ist dieser Verein nötig?

Stefanie Leuenberger: Während des Spitteler-Jahrs 2019 ist nicht nur klar geworden, dass es ein grosses Interesse an diesem Autor gibt. Es sind auch mehr Fragen aufgetaucht, als beantwortet werden konnten. Unser Blick auf Spitteler ist immer noch stark von Werner Stauffachers Spitteler-Biografie von 1973 geprägt. Für ihre Zeit war sie in Ordnung, aber sie hebt die Schriftstellerpersönlichkeit in einer Art auf einen Sockel, wie man das heute eher nicht mehr macht. Zudem haben wir eine andere Sicht auf Spittelers literarische Texte. Wissenschaftliche Arbeiten dazu gab es in den letzten 50 Jahren nur sehr wenige. Hier steht die Forschung

noch am Anfang – auch deshalb, weil 2021 Jonas Fränkels Nachlass ins Schweizerische Literaturarchiv gekommen ist, in dem sich zu Spitteler und dem Netzwerk sehr viele neue Quellen, Dokumente und Manuskripte finden ...

... nicht zu vergessen die Briefe ...

... allerdings! Spitteler hat – wie jeder Mensch – nicht im luftleeren Raum gelebt und geschrieben. Er stand mit zahlreichen Zeitgenossen und Zeitgenossinnen in Kontakt – Frauen sind für Spitteler wichtig gewesen als Gesprächspartnerinnen, als Mentorinnen und als Leute, die ihm Halt gegeben haben in jeder Lebenslage. Es gibt unglaublich viele Briefwechsel mit den verschiedensten Personen, die das belegen. Ich denke beispielsweise an die Korrespondenzen mit seinem wichtigsten Arbeitspartner Jonas Fränkel oder seinen Freunden Josef Viktor Widmann und C. A. Loosli. Ich denke aber auch an Spittelers bedeutenden Briefwechsel mit seiner Mutter oder an jenen mit Antonie Wilisch, die er mit dem Beinamen «Artemis» ehrte und die später ja die Schwiegermutter von Fränkel geworden ist. Ich bin überzeugt: Wenn man Spittelers Kontaktnetze genauer anschauen würde, käme man in Bezug auf Person und Werk zu ganz anderen Schlussfolgerungen als Stauffacher vor fünfzig Jahren. Auch wegen des Krypto-Nachlasses von Spitteler, der im Nachlass Fränkels gefunden worden ist, scheint es im Moment, als tue sich vor der Forschung ein riesiger Kontinent auf.

Der neue Verein steht ganz am Anfang: Was ist von ihm zu erwarten?

Das Wichtigste ist: Der Verein ist ein Forum, ein Marktplatz im antiken Sinn.

Hier sollen Leute zusammenkommen, die sich für das Thema interessieren. Und das Thema ist: Was hat das Netzwerk, das Spitteler mit seinen Kolleginnen und Kollegen gebildet hat, für seine und die folgende Zeit – grosso modo die Moderne ab 1880 – bedeutet? Wichtig wäre, dass der Verein schnell viele Mitglieder hat, die sich interessieren, damit er Synergien entwickeln kann, dass sich im Verein kleine Gruppen bilden, die an konkreten Projekten arbeiten, und dass diese Projektgruppen in Beziehung treten und sich austauschen. Tagungen, Workshops, Versammlungen sind denkbar, Vorträge, Gespräche, ab und zu vielleicht eine Buchvorstellung. Dazu Kanäle in den sozialen Medien und eine Website, wo laufend kommuniziert wird, woran der Verein arbeitet. Klar bedeutet das eine Riesenarbeit. Aber ich habe das Gefühl, wenn man sich für etwas begeistert – und es gibt Gründe, warum dieses Spitteler-Netzwerk jetzt interessant ist –, dann kommt die Energie zusammen.

2024 jährt sich der Todestag von Spitteler zum hundertsten Mal. Was passiert aus Sicht des Vereins dann idealerweise?

Idealerweise würde man nun schnell überlegen, ob wieder ein Veranstaltungsprogramm möglich wäre wie 2019, natürlich in kleinerem Rahmen. Ich denke, das könnte klappen, wenn man früh mit Literaturhäusern, Buchläden, Kleintheatern und anderen Veranstaltungsorten sowie mit Verlagen zusammenarbeiten beginnen würde. Aber dazu braucht es viele Köpfe, die zusammendenken, und man muss die Sache jetzt angehen. Sonst sind wir für 2024 zu spät.

Der neue Verein

Die Aktualitäten zum Verein «Carl Spitteler-Netzwerk», insbesondere die Medienmitteilung zur Vereinsgründung, die Kontaktadresse und die Kontonummer für Mitgliederbeiträge finden sich unter <https://carlspitteler-netzwerk.ch>

Zu Carl Spitteler

Quellen und Forschungen zu Carl Spitteler. 100 Jahre nach dem Literaturnobelpreis. Hrsg. von Stephan Schneider, Kommission «Quellen und Forschungen». Verlag des Kantons Basel-Landschaft, Liestal 2020, 288 S., gebunden. ISBN 978-3-85673-300-1

Stefanie Leuenberger (Hrsg.): *Zur Aktualität von Spittelers Texten. Komparatistische Perspektiven.* Colloquium Helveticum, 50/2021. Aisthesis Verlag, Bielefeld 2021. Print ISBN 978-3-8498-1769-5; E-Book ISBN 978-3-8498-1654-4; www.aisthesis.de

Wer sich über Spitteler informieren will, kann das jetzt ausgiebig tun mittels zweier Bände, die Referate aus den Jahren 2018 und 2019 enthalten. Auf die zahlreichen Fragestellungen, die unterschiedlichen Blickwinkel auf Spittelers Leben, Werk und Umfeld, seine Poesie, auf die Rezeption, kann hier nicht näher eingegangen werden. Es ist das Verdienst der Herausgeberin Stefanie Leuenberger und des Baselbieter Herausgebers Stephan Schneider, dass sie den Fachleuten der Thematik eine Plattform organisiert und die anspruchsvolle Aufgabe bewältigt haben, die Referate in anschaulicher Buchform zu präsentieren. Vor allem Sinn macht es auch, den deutsch vorgetragenen Referaten ein Resümee in französischer Sprache voranzustellen, wie geschehen im Band des Colloquium Helveticum. Denn wenn man sich heute über eines einig ist in der Schweiz, dann über Carl Spittelers herausragendes Verdienst als Brückenbauer zwischen den im Ersten Weltkrieg zerstrittenen Landesteilen, zwischen der welschen und der deutschen Schweiz. Bleibt festzuhalten, dass damals Spittelers Ansehen in Deutschland und Österreich unwiederbringlich verloren ging. Zur Verdrängung Spittelers und zu seiner «Bedeutungslosigkeit» beigetragen haben aber auch massgebliche kulturelle und politische Kräfte im Inland, das «literarische Zürich» im Bunde mit den konservativen Kräften. Hier nun kommen Jonas Fränkel und Carl Albert Loosli ins Spiel, Freunde Spittelers, die sich damals gegen die Tendenzen gewehrt haben, Spitteler ins Abseits zu versetzen – letztlich ohne Erfolg. Diese Aspekte kommen in einigen wenigen Referaten in den beiden Bänden zur Sprache, immerhin. Der soeben bei Chronos erschienene Band mit Briefen zwischen Professor Jonas Fränkel und C. A. Loosli und der geplante Briefband Spitteler – Loosli, vor allem aber auch der eben gegründete Verein Carl-Spitteler-Netzwerk, das alles trägt hoffentlich etwas dazu bei, dass Carl Spitteler nicht so schnell und erneut «vergessen» geht.

Erwin Marti



Stefanie Leuenberger

Briefwechsel C. A. Loosli und Jonas Fränkel

Carl Albert Loosli, Jonas Fränkel: «... dass wir beide borstige Einsiedler sind, die zueinander passen.» Aus dem Briefwechsel, 1905–1958.

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Fredi Lerch und Dominik Müller, unter Mitarbeit von Jael Bollag und Erwin Marti.
Chronos-Verlag Zürich 2022. Geb. 560 S., 11 Abb.
ISBN 978-3-0340-1653-7. CHF 58 / EUR 58

Der Briefwechsel zwischen dem Schriftsteller Carl Albert Loosli und dem Literaturwissenschaftler Jonas Fränkel umfasst mehr als 3000 Dokumente aus den Jahren 1905 bis 1958. Die vorliegende Auswahl gibt Einblick in ihre publizistischen Kämpfe und die gesellschafts- und literaturpolitischen Entwicklungen dieser Zeit in der Schweiz. Ihre grossen kulturpolitischen Kämpfe stehen sie oft in intensivem Austausch durch: Loosli 1913 den «Gotthelfhandel» um seine satirische Mystifikation der Urhebererschaft Gotthelfs an seinen Werken, seine Expertisen im Berner Prozess gegen das antisemitische Machwerk «Protokolle der Weisen von Zion», schliesslich den Handel um sein Ferdinand-Hodler-Archiv; Fränkel die langjährigen Auseinandersetzungen um seine Gottfried-Keller-Edition und um den Nachlass seines Freundes Carl Spitteler. In der vorliegenden Auswahl edition spiegeln sich die geistige Enge im Land und die Normalität der fürsorglichen Zwangsmassnahmen so gut wie die Isolation, die finanziellen Nöte, die gesundheitlichen Probleme und die kleinen Freuden des familiären Alltags der beiden unermüdeten Briefschreiber.

Buchvernissage

Carl Albert Loosli, Jonas Fränkel: «... dass wir beide borstige Einsiedler sind, die zueinander passen»
Aus dem Briefwechsel, 1905–1958

Dienstag, 5. April 2022,
17:00 Uhr

Schweizerische Nationalbibliothek
Saal Dürrenmatt Hallwylstrasse 15, 3003 Bern

Aus dem Briefwechsel liest Fredi Lerch

Getragen von der Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft und dem Verein Carl Spitteler-Netzwerk.
Anschliessend Gelegenheit zum Bücherkauf sowie Einladung zum Apéro (sofern es die Umstände erlauben).



Abbildung zeigt Carl Albert Loosli (links) und Jonas Fränkel (rechts). Quelle: Nachlass von Carl Spitteler im Schweizerischen Literaturarchiv, SLA-CS-C-1-a-2/23

Spanische Grippe

Am 2. Dezember 1918 schreibt C. A. Loosli an seinen kurz zuvor aus Bümpliz weggezogenen Freund Jonas Fränkel:

«Ich hätte Dir eher gedankt und geschrieben, aber die verdamnte Grippe hat mich so her genommen, dass ich, obwohl seit annähernd vierzehn Tagen wieder aus dem Bett, einfach unfähig, auch zur geringsten Anstrengung war. Ich war nicht nur körperlich, sondern auch geistig auf dem Hund, in einer Weise, dass wenn mir jemand vorgeschlagen hätte, mich totzuschlagen, ich es angenommen hätte, nur um meiner selbst los zu werden. [...] Du hast übrigens sehr wohl getan, Bümpliz diesen Winter zu meiden. Das Militär, das uns der Landesstreik eintrug, hat die fast erloschene Grippe wieder neu und heftig entfacht, so dass fast in allen Häusern Kranke und in vielen Tote lagen.»

Fränkel hat tags darauf aus Merligen am Thunersee geantwortet, wo er ein Zimmer gemietet hatte:

«Die Grippe herrscht auch hier gerade so wie in Bümpliz. In dem Chalet, in dem ich wohne, bin ich der einzige, der noch nicht grippekrank ist; mein Bauer, seine Frau u. die Kinder liegen alle krank, d. h. letztere sind inzwischen schon auf, aber die Bauersleute sind krank u. haben sogar Lungenentzündung. Ich komme ja mit den Leuten nicht in Berührung – hoffentlich bleibe ich also verschont, denn den Luxus, krank zu werden, darf ich mir gegenwärtig nicht leisten.»

Aus: Fredi Lerch: Spanische Grippe in Bümpliz und in Merligen. – Eine Reminiscenz in Zeiten von Corona. *Journal B*, 30. 4. 2020.

P.S. Looslis Beobachtung, dass militärische Operationen massgeblich als Pandemiebeschleuniger wirkten, wird durch Forschungen bestätigt. Siehe Alex de Waal: Die Influenza von 1918 (*Lettre Internationale* 134, Herbst 2021, S. 31–34). MUE

Menschenrechte und Aussenpolitik

Erwin Marti
ejmarti52@yahoo.de

C. A. Loosli war gewiss kein Politiker, vor allem nicht Parteipolitiker. Er hat auf seine Weise die Geschehnisse und Entwicklungen im Inland und weltweit verfolgt und kommentiert – und von Fall zu Fall aktiv eingegriffen. Vor allem sind es die Menschenrechte, um die sein Denken und Handeln kreist und auf die er immer wieder zurückkommt.

Den Menschenrechten kommt aus seiner Sicht globaler Charakter zu, es geht um Werte und Haltungen, die also immer und überall gelten (Vom Recht XIV, 1942, C.A.Loosli, Werke, Bd. 2). Sie gelten ausnahmslos für alle Menschen, welchem Volk, welcher Rasse, Religion oder welcher Gemeinschaft auch immer zugehörend. Wenn diese Rechte allgemeingültig sein sollen, wie Loosli meint, so müssten sie auch für die Beziehungen der Völker und Staaten untereinander, und somit auch für das Verhältnis der Schweiz nach aussen, massgebend sein. Das wollen wir näher anschauen.

Die Menschenrechte sind mit uns Menschen geboren, unzertrennlich, aus der Sicht Looslis sind sie gewissermassen ein «kosmologisches Gesetz». Werte wie die Rechtsgleichheit, die persönliche Unversehrtheit, die Freiheitsrechte, das Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung, sie stehen für ihn über den von Staat und Gesellschaft formulierten Verfassungen und Gesetzen. Die Menschenrechte haben ihre Vorläufer in den Naturrechtsvorstellungen des Mittelalters, doch eigentlich initiiert wurden sie im amerikanischen Unabhängigkeitskampf und in der Französischen Revolution von 1789. Was damals programmatisch festgelegt wurde, sei bis jetzt nirgends und noch lange nicht verwirklicht worden. Heute gehe es darum, die Menschenrechte zu verteidigen, sie zu erweitern, andernfalls beuge man sich der Barbarei. Wie er das schreibt, hat Loosli den grassierenden Antisemitismus und die nationalsozialistische Machtergreifung in Deutschland vor Augen (*Antisemitismus und Menschenrechte*, 1933, C.A.Loosli, Werke, Bd. 6).

Looslis Anforderungen an die Individuen und die Gesellschaft sind gross. Staat und Verfassung haben die Menschenrechte wie eine höhere Gewalt bedingungslos anzuerkennen. Die Verfassung hat sie zu gewährleisten, der Staat hat sie zu beschützen – die Glaubens- und Gewissensfreiheit, Gedanken- und Forschungsfreiheit, die Meinungsfreiheit, das Recht auf Arbeit, auf Erziehung und Bildung, die Pressefreiheit (*Demokratie und Charakter*, 1937, S. 11). Im Innern habe der Staat die Menschenrechte weder zu deuten noch zu vermindern, er habe sie einzig zu gewährleisten. Zum Beispiel habe der Staat keine Kirche anzuerkennen noch zu unterdrücken, die Religionsfrei-



Der Zeichner Lindi zum Überfall Mussolini-Italiens auf Äthiopien und über die Anerkennung dieses Völkerrechtsbruchs durch den konservativ-katholischen Bundesrat Giuseppe Motta. Im Hintergrund sieht man Motta, der sich mit dem Weihrauchkessel dem Geschehen nähert. Die Schweiz ist damit der erste Staat, der die Aggression gegen das afrikanische Land und die Besetzung de jure anerkennt. In: *Die Nation*, Bern, Nr. 17, 22. 4. 1937.

heit sei ein Menschenrecht. Nach aussen habe der Staat die Aufgabe, das Volk zu vertreten (ebenda, S. 21ff).

Einige seiner Überlegungen wirken heute utopisch und nicht umsetzbar, aus der optimistischen Gedankenwelt des ausgehenden 19. Jahrhunderts herrührend. Trotz aller Enttäuschungen und Rückschläge des 20. Jahrhunderts hat Loosli an seinen Ideen festgehalten. Allerdings war er so realistisch, dass er die Umsetzung vieler seiner Forderungen erst in weiter Zukunft als möglich sah – manchmal spricht er «von Jahrhunderten». Wie wir wissen, war das für ihn kein Beweggrund untätig zu sein. Im Spannungsfeld von Macht und Recht stand für ihn ausser Frage, dass das Recht immer Vorrang haben musste, dass es darum ging, die Lächer in der Demokratie zu stopfen. In seiner Publikation «*Administrativjustiz*» und *Schweizerische Konzentrationslager* (1939) legte er unmissverständlich klar, dass die Zwangsversorgungssysteme, die von ihm so benannte «*Administrativjustiz*», eine grobe Verletzung der Menschen- und Bürgerrechte darstellte. Heute ist das wohl den meisten klar, zu Looslis Lebzeiten haben sich nur wenige der Verantwortlichen daran gestossen, und gegen das Unrechtssystem aufgemuckt haben ebenfalls nur wenige. Mit der Verteidigung der Menschen- und Bürgerrechte der jüdischen Minderheit und anderer Minderheiten stärkte er die demokratische Gemeinschaft und die Rechte aller Bürger des Landes. Dieses Engagement verstand er als aktiven Beitrag zur Landesverteidigung, als Stärkung der Schweiz nach aussen, gleichzeitig als Teil des Kampfes für eine weltweite menschenverbrüdernde Gesinnung und Humanität (siehe dazu u. a. *Die schlimmen Juden!* Werke, Bd. 6).

Looslis Interesse für Fragen der Aussenpolitik wurde früh geweckt. Nicht von ungefähr kam es, dass er den Neuenburger Numa Droz (1844–1899) verehrte, der als Bundesrat ein bemerkenswertes staatsmännisches Können an den Tag gelegt und gegenüber dem deutschen Reichskanzler Bismarck eine feste Haltung gezeigt hatte. Man darf in ihm den eigentlichen Begründer einer Aussenpolitik des Bundes sehen. Numa Droz stammte wie Loosli aus einfachsten Verhältnissen, er war ursprünglich Graveur gewesen. Den Mut der Bundesräte Droz und Carl Schenk in der Aussenpolitik hat er später schmerzlich vermisst (*IV lettre politique d'un Suisse allemand à un Suisse romand*, in: *Tribune de Genève*, 4. 5. 1918). Eine Konstante in Looslis aussenpolitischem Denken war sein Festhalten an der Souveränität der Schweiz gegenüber den Grossmächten. Im jeweils mächtigsten Nachbarn sah er die grösste Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes. Viele Jahre war das Deutschland, was ihn noch näher an Frankreich heranrücken liess, als er sich ohnehin diesem Land aus kulturellen und geschichtlichen Gründen besonders verbunden sah. In diesen Kontext gehört seine Reise nach England im Kriegsjahr 1917, mit welcher er der schweizerischen Diplomatie den Weg vorbereiten half. Ansonsten aber gehörten seine Sympathien den kleinen Ländern, Belgien, Holland und Luxemburg, Staaten also, die wie die Schweiz nicht daran dachten, andere fressen zu wollen. Seine Befürchtung einer erneuten deutschen Gefahr bewahrheitete sich mit der Machtübernahme Hitlers. Die Haltung vor allem von Bundesrat Giuseppe Motta (1871–1940) gegenüber den faschistischen Staaten war aus Looslis Sicht feige, geprägt von vorauseilendem Gehorsam. Die Schweiz segnete 1935 als einer der ersten Staaten den italienischen Überfall auf Äthiopien ab, sie nahm ebenfalls sehr früh diplomatische Beziehungen zu Franco-Spanien auf. Diese Handlungsweise der schweizerischen Diplomatie war für Loosli Liebedienerei gegenüber dem Faschismus und er hat sie als Missachtung des Völkerrechts gebrandmarkt. Ins Bild passte, dass Motta einen vehementen antikommunistischen Kurs verfolgte und sich gegen die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Sowjetrußland aussprach. Loosli hingegen setzte sich aus geopolitischen und praktischen Erwägungen aktiv für eine Anerkennung Russlands ein, was damals in den 1930er Jahren noch chancenlos war. Den stalinistischen Terror hat er später vehement verurteilt. Die Sowjetunion war ihm nie ein Vorbild. Die USA allerdings auch nicht.

Looslis Einschätzung der internationalen Lage war oft realitätsnäher als diejenige zeitgenössischer Politiker und Wirtschaftsleute. Am Zusammenbruch des Dritten Reiches hat er nie gezweifelt. Es gab nur wenige im Lande, die in der Zeit der nationalsozialistischen Bedrohung derart offen redeten, wie er das getan hat. Wie die offizielle Schweiz das Prinzip der Neutralität handhabte, war für ihn äusserst fragwürdig. Als gefährlich und fragwürdig erschienen ihm auch die Aktivitäten der Finanzelite. Er wusste von den internationalen Verstrickungen des Finanzkapitals und fürchtete die Belastungen, die mit dem im November 1934 in Kraft getretenen Gesetz zum Bankgeheimnis auf die Schweiz zukommen würden (*Die Geheimen Gesellschaften*) und die schweizerische Demokratie, 1935, S. 35). Loosli wollte dieses Bankgeheimnis abgeschafft wissen, was zur «Gene-sung unseres Staates und Volkes, wenn nicht der ganzen

Mensch

Welt» beitragen würde. Loosli's Hoffnung sollte mehr als 70 Jahre später erfüllt werden, allerdings erst auf ausländischen Druck hin.

Die Menschenrechte sah er untrennbar mit der Demokratie und mit der Einhaltung demokratischer Prinzipien verbunden, im Inland wie auf der internationalen Ebene. Tatsächlich hat er auch Elemente zu einem neuen völkerrechtlichen Denken entwickelt. Dabei spielte der Toleranzgedanke eine tragende Rolle (*Umschalten oder Gleichschalten?* 1934). Die Beschäftigung mit dem Schicksal von Minderheiten, Flüchtlingen und Staatenlosen brachte ihn zur Überzeugung, dass nach dem Weltkrieg die Basis für einen dauerhaften Frieden geschaffen werden müsse. Das besiegte Deutschland dürfe nicht erneut gedemütigt und zur Rache stimuliert werden. Zusammen mit seinem Jugendfreund Pierre Bovet erarbeitete er im Sommer 1941 Grundlagen zu einem Völkerrecht, das nicht mehr bloss eine Kodifizierung des Verhältnisses der Staaten untereinander, sondern auch und vor allem die Rechte der Völker, der Ethnien, der Minderheiten und der Individuen formulierte. Die bisher ausschliesslich den Staaten zugestanden Machtbefugnisse sollten eingeschränkt und den Völkern und Menschen so viel an politischer, ökonomischer und kultureller Autonomie zugestanden werden, als die föderative Organisation des neuen Völkerbunds dies erlaube (C. A. Loosli an Pierre Bovet, 29. 8. 1941). Das Aktionsprogramm ging inhaltlich weit über die gemeinsame Erklärung der britischen und der amerikanischen Regierung vom 14. August 1941 hinaus. Vermutlich war es diese vom britischen Premier Winston Churchill und dem US-Präsidenten Roosevelt vereinbarte Atlantik-Charta, welche Bovet und Loosli veranlasste, ihr Projekt nicht weiter zu verfolgen. Die Grundwerte der Atlantik-Charta stellten sich als wichtiger Schritt hin zu den 1945 gegründeten Vereinten Nationen heraus.

Mit dem mechanistischen und widersprüchlichen Gebrauch der Menschenrechte, wie heute von den Ländern des Westens und der UNO praktiziert, wäre Loosli wohl kaum einverstanden gewesen. Ihm war es darum gegangen, die Menschenrechte konsequent vorzuleben, statt sie nur vorzuheucheln.



Wi der Cheiser vo Dschtrich zum Bundespresidant cho isch, u was si zäme prichtet hei.

Es git aumäg nid mänge vo bene, wo das Buechli läse, wo der Bärtschi-Hans im Baudhuus nid b'hönnt hei u wär ne nid b'hönnt het, het ömu vo-n-im ghöre prichte. Un i bruuche hie wäger nid z'säge, was der Boumbärtschi für ne Nuze für üses Piet isch gsi u was er aus ta het, für d'Obszucht ueche z'bringe. Das weis me-n-öppe landuf u landab un es wär fürig we me dert-düre lang wett druber worte.

Hingäge für mi isch der Bärtschi-Hans no öppis meh gsi weder nume-n-e guete Boumzüchter un e Gärtner; mir isch er mängs Jahr e guete liebe Fründ gsi, wo-n-i viu mit im gleichet ha. Ar

«Wi der Cheiser...», aus *Mys Dörfli*, (Francke) Bern, 1910, S. 182- : Auch dies eine Sicht auf die schweizerische Aussenpolitik: Die fiktive Geschichte vom Besuch des österreichischen Kaisers bei Bundesrat Karl Schenk (1823-1895). Mit Hewgeli illustriert von Ernst Linck. Gleich zu Beginn stellt Loosli klar, wo er die Geschichte her hat, vom legendären Baum-Bärtschi nämlich, Hans Bärtschi, Wirt und Geschichtenerzähler aus Waldhaus bei Lützelflüh.

Vor 100 Jahren – 1922

Loosli ist schon lange nicht mehr Sekretär der Künstler, der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten. Aber er ist mit vielen Kunstschaaffenden nach wie vor in Kontakt und mit einigen freundschaftlich verbunden. Für manche hat er sich eingesetzt, sie urheberrechtlich oder bei Ausstellungen beraten. Einer unter ihnen ist der junge Walter Plattner. Im Winter 1921/22 skizziert er Loosli, rauchend und mit Wetterhut.



Walter Plattner: C. A. Loosli. Die Porträtskizze, die C.A. Loosli rauchend und mit Hut zeigt, dürfte im Winter 1921/22 entstanden sein.

Finanziell einigermaßen sichergestellt, kann Loosli nun einen Hodler-Band nach dem andern erarbeiten, die auf vier voluminöse Bände angelegte Reihe *Ferdinand Hodler, Leben, Werk und Nachlass*. Im Verlaufe des Jahres stellt er Band 2 fertig, und Ende 1922 geht bei Suter in Bern bereits Band 3 in Satz. Er kann ein solch gewaltiges Werk nur darum derart schnell herausgeben, weil er sich dabei «auf mehr als 20 Jahre zurückreichende dokumentarische(n) Vorarbeit» stützen kann, erklärt er Nathan Sigg von der «Graphischen Kunstanstalt Brunner» in Zürich. Ohne diese Vorarbeit hätte er mindestens zehn Arbeitsjahre aufwenden müssen. Zum Vergleich: sein Freund Prof. Fränkel arbeite seit 1909 ununterbrochen an Spitteler, an einem 2bändigen Werk, «ohne dass bis heute auch nur ein Bogen gesetzt wäre. Friedlis Berndeutscherwerk beanspruchte für jeden einzelnen Band eine Arbeitszeit von drei bis sechs Jahren (...)» (Loosli an Nathan Sigg, 18. 9. 1922). Neben seiner schriftstellerisch-editorischen Arbeit hat Loosli in Sachen Hodler gleich mehrere kräfteaubende Gerichtshändel auszutragen, vor allem gegen den Verlag Rascher, der Loosli's Rechte

an Hodler bestreitet. Einem andern Grossen erweist Loosli ebenfalls die Ehre, «seinem lieben Freund und grossen Meister Dr. Carl Spitteler», wie es in der Widmung zu seiner «kosmischen Satire» *Die trunkenen Demiurgen*, heisst. Bei dieser in klassischen Vermassen ausgearbeiteten Huldigung ist klar, dass sie nur für eine kleine, erlesene Gemeinschaft gedacht ist. Das Buch verkauft sich denn auch nicht gut.

In diesem Jahr ist Loosli öfters in Sachen Hodler unterwegs, in der Schweiz und im nahen Ausland. Und er hegt Reisepläne. Im Frühjahr erhält er eine Einladung der sowjetischen Regierung, Russland zu besuchen und seine Kunstschatze zu besichtigen. Loosli zeigt sich nicht abgeneigt und wird in seinem Vorhaben vom Zürcher Sozialdemokraten und Oberrichter Hermann Balsiger und vom Kommunisten Fritz Platten unterstützt. Balsiger beruhigt Ida Loosli, die wegen der Reisepläne ihres Mannes aufgeregt ist: «Ihr Mann muss für einige Zeit fort, andere Luft atmen, andere Menschen sehen» (Balsiger an Ida Loosli, 24. 4. 1922). Tatsächlich fühlt sich Loosli trotz seiner Engagements nicht ausgefüllt. Er sehne sich förmlich «nach der Verwirklichung dieser Mission, denn hier geht's mir in jeder Beziehung so mies wie noch nie; ich fühle mich Tag um Tag materiell und psychisch versinken» (C. A. Loosli an Hermann Balsiger, 9. 6. 1922). Aus welchen Gründen auch immer kommt die Russlandreise aber nicht zustande, schreibt er am 10. Juli an Balsiger. Dafür habe er Platten kennengelernt, «diesen prächtigen Menschen (...), und wir sind recht gute Freunde geworden. Es lohnte sich also immerhin, schon um dieser Bekanntschaft willen».

Loosli's depressive Stimmung hängt mit vielem zusammen, hat aber sicher auch damit zu tun, dass sein seit 1921 druckfertiges Typoskript *Anstaltserziehung* von allen Verlagen zurückgewiesen wird. Für die einen ist das Werk zu radikal; andere schützen vor, für ein solches Buch sei der Schweizer Markt zu klein. Der Verleger Hans Huber meint, Loosli gehe in seiner Kritik zu weit und regt an, den Stoff in eine Novelle umzuformen (Hans Huber an C. A. Loosli, 6. 7. 1922). Eine solche Entschärfung der Thematik aber ist für Loosli inakzeptabel. Ihm geht es um die grundlegende Reform des Anstaltswesens und die Humanisierung der Erziehung.

Erwin Marti

C. A. Loosli in der psychiatrischen Anstalt Waldau

Dominik Riedo
dr@dominikriedo.ch

Carl Albert Loosli litt im Herbst 1896 an Nierenkoliken, weshalb er in der Folge Morphium verschrieben erhielt.

Aber auch bei und nach einer Operation im Dezember 1897 wurde es ihm wiederum verabreicht. Wer aber einmal die Erfahrung gemacht hat, wie ungeheuer Opiate Schmerzen dämpfen können und zusätzlich, zumindest zu Beginn, den Geist beflügeln, der ahnt vermutlich, wieso dieser junge ruhelose Intelligenz-zugehörige bei dieser Beflügelung bleiben wollte und es sich immer wieder verschaffte.

Zudem liebte er das Morphium wohl teilweise auch aufgrund seiner tiefliegenden Vatersehnsucht und der Unklarheit seines Lebensentwurfs. Auch war er ein erstes Mal tief enttäuscht, dass seine Schriften noch nichts bewirkten.

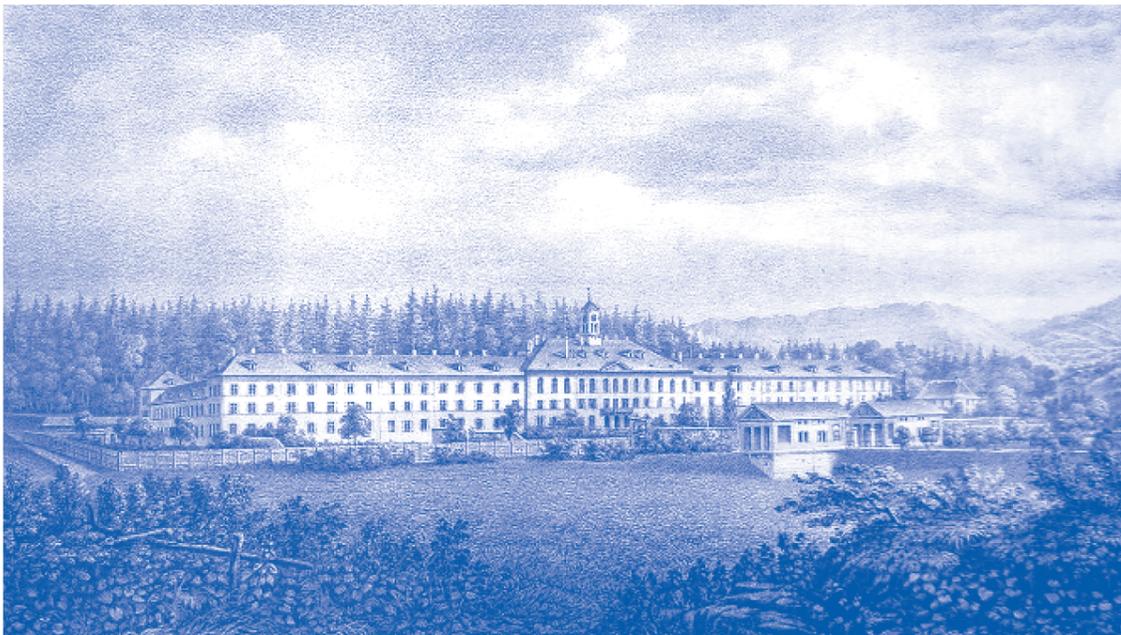
All diese Gründe, also seine innere Zerrissenheit durch die Frage nach dem Sinn dessen, womit er sich beschäftigte, plus zusätzlich die körperlichen Beschwerden und neu eine schon länger anhaltende Schlaflosigkeit in jenen Jahren, brachten ihn dazu, nach dem verschriebenen Morphium sich weiteres in Apotheken zu besorgen und sich zu spritzen. Das sprach sich herum bis nach

Sumiswald im Emmental, seinem Heimatort, der seinen Vormund stellte, Emil Hirsbrunner (18??–19??¹): Im Mai 1899 wird der Vormund von Loosli vom Gemeinderat beauftragt, sich nach seinem Zögling zu erkundigen. Die Nachforschungen erbrachten dann «nichts Gutes»², nämlich unter anderem die Entdeckung, dass Loosli «ein unstetes Leben führte und sich zum grossen Teil dem Morphiumgenusse ergab». Dazu tauchten unbezahlte Rechnungen auf. Als Loosli sich dann endlich persönlich meldete, stellte er gleich den Antrag, die Vormundschaft nach Bern zu übertragen, wo er nun wohnte. Dies wurde daraufhin angegangen und war bis im März 1900 abgeschlossen. Doch sah man sich in Sumiswald noch ein letztes Mal gezwungen zu handeln: Weil Loosli selbst merkte, dass es ihm körperlich zunehmend eher schlecht ging, rang er sich nach den Erkundigungen vonseiten Sumiswalds und einer Anzeige vonseiten seiner Logis-Geberin in Bern (sie zeigte, wie stark Loosli süchtig war: Loosli «fiel bewusstlos zu Boden, sah gar nichts mehr, tastete nur so mit den Händen herum. Pat. hatte sich an diesem Tage 7 Einspritzungen von Morph. Lösung gemacht.»³) dazu durch, sich, begleitet von seinem «Vogt» Emil Hirsbrunner, in die Waldau zu begeben. Er wurde am 12. Oktober 1899 aufgenommen und es wurde festgehalten, dass der Patient freiwillig gekommen sei, um sich einer Entziehungskur zu unterziehen.

Man liest an mehreren Orten davon, dass der Entzug schnell vonstatten gegangen sei. Das trifft nicht ganz zu.

Einerseits nicht beim körperlichen Entzug, den einige Patienten durchaus in wenigen Tagen schaffen, andere *heavy user* nach einer ersten Suchtphase – wie Loosli sie ja hatte – in vielleicht sieben bis zehn Tagen. Loosli kämpfte vierzehn Tage, wobei man sagen darf, dass das bei einem zuvor durchschnittlichen Verbrauch von einem viertel Gramm pro Tag doch nicht ganz schlecht war (und zeitenweise lag es wohl eher bei einem halben oder gar einem ganzen Gramm). Denn er scheint von einem Tag auf den anderen mit dem Morphium aufgehört zu haben, ohne ein Ausschleichen. Und trotzdem litt er in dieser Zeit ausschliesslich an starkem Durchfall und an Schlaflosigkeit – was das Mindeste ist, was bei einem solchen Entzug erwartet werden muss. Andererseits behielt man ihn danach noch bis am 23. Juni 1900 zurück, also ganze weitere acht Monate, um die Rückfallgefahr zu minimieren.

Vielleicht deswegen begann dann Loosli vielerlei Schabernack zu treiben und mit Phantasiegeschichten auf seine Situation zu reagieren. So häuften sich die Vorwürfe, beim Patienten 4958 handle es sich um einen pathologischen Schwindler. Looslis notiertes Verhalten und die Interpretation entsprachen da ganz der gängigen Lehrmeinung nach Moritz Probst (1867–1923) und Alexander Pilcz (1871–1954) in der psychiatrischen Ära vor Sigmund Freud (1856–1939), die Morphiumsuchtigen kaum gerecht wurde: Ärzte und Pfleger erwarteten von ihm gar nichts anderes, laut Lehrbuch waren die Morphinisten eben zwangsläufig geschickte Schwindler und pathologische Lügner und wiesen weitere charakterliche Defekte auf.⁴ Absurd war dabei jedoch, dass Loosli mit seinen Spinnereien erst nach abgeschlossenem körperlichen Entzug diesem Bild wirklich entsprach. Wenigstens erkannten die Ärzte, dass der Patient geistig sehr regsam und belesen war. Am 24. Mai heisst es im Sinne dieser Zweischneidigkeit, der Patient «schreibt an einer Novelle, arbeitet [aber] nichts».⁵ Man fühlt sich direkt ein wenig an Friedrich Glauser erinnert oder an Robert Walsers Aufenthalt in der Waldau und seine Mikrogramme, die teilweise auch von Witz sprühen. Typisch für den Ton von Carl Albert Loosli ist ein Brief an den Anstaltsdirektor Wilhelm von Speyr (1852–1939; seit 1890 Direktor der Waldau⁶) vom 14. Juni 1900, also kurz vor der Entlassung: «[V]orausgesetzt, dass ich nicht wieder durch alle möglichen Nörgeleien davon weggeärgert werde, und Sie mir die Garantie leisten wirklich zweckentsprechend mich beschäftigen zu wollen. Auf Ihre Drohung mich in die vierte Abteilung zu versetzen, habe ich nur zu antworten, dass mich Drohungen nie eingeschüchtert haben, und nicht einschüchtern werden, besonders, da die genannte Abteilung auch zu der Waldau gehört. Mich dorthin zu versetzen haben Sie ja die Kraft und die Herrlichkeit, gottlob aber nicht in Ewigkeit, und so stelle ich Ihnen gerne frei davon Gebrauch zu machen, falls es Ihnen Spass machen sollte, mir eine andere Gesellschaft zu bieten. Meine Gefühle, die Ihnen nicht unbekannt sein dürften, behaltet Ihnen gegenüber auch auf der Vierten / Waldau 14.VI.1900 [...] C. A. Loosli».⁷



Psychiatrische Anstalt Waldau bei Bern um 1860. Die Geschichte der Anstalt geht bis in das Mittelalter zurück. Mit der Verlegung des Siechenhauses um 1491 aus der Stadt Bern wurde das Breitfeld – eine Wegstunde von den Stadtoren Berns entfernt – für die Nutzung als Krankenhaus erschlossen. Auf diesem Breitfeld wurde 1749 das «Tollhaus» gebaut, der Vorläufer der Waldau. Diese wurde im Jahr 1855 eröffnet und zählte Mitte der 1940er Jahre rund 1100 Patientinnen und Patienten. Bekannte Patienten der Waldau waren nebst C. A. Loosli der Art-Brut-Künstler Adolf Wölfli (von 1895 bis 1930) und die Schriftsteller Hans Morgenthaler (1925), Robert Walser (von 1929 bis 1933) und Friedrich Glauser (von 1934 bis 1936). Quelle: www.upd.ch/de/



Atelier H. Völlmer

BERN
Marktgasse 41.

– Carl Albert Loosli⁹

Die vermutlich früheste Aufnahme C. A. Looslis überhaupt, im Atelier H. Völlmer, Bern. Sie ist undatiert, dürfte aber um 1898/99 gemacht worden sein.

«
Behandelt
wird man
wie ein Vieh
Und das
nennt man
Psychiatrie.
»

Am 23. Juni 1900 kehrt Loosli dann vom Ausgang nicht mehr zurück, wie die Krankenakte vermerkt: «Kehrte heute vom Ausgang nicht zurück, telephonierte, er komme nicht mehr zurück». Zwar wird wenige Tage später noch abschliessend festgehalten, Loosli sei gesehen worden, wie er sich «ganz zerlumpt in der Stadt [Bern] herumtreibe». Aber trotzdem müssen so etwas wie drei kleine «Wunder» geschehen sein: Erstens erklärt sich sein neuer Vormund nachträglich mit der Entlassung einverstanden. Das mag vor allem daran liegen, dass Loosli es zweitens tatsächlich geschafft hat, die Vormundschaft von Sumiswald auf die Stadt Bern zu übertragen. So war der neue «Vogt», der Stadtberner Anwalt Paul von Greyerz (1868–1956⁸), auch bereit, mit seinem so genannten «Pupillen» am dritten kleinen Wunder zu arbeiten: der Festigung Looslis in der Gesellschaft; nur an der Vormundschaft wollte Greyerz länger festhalten als es dann zum Glück für Loosli kam: Am 15. Mai 1901 fand die entscheidende Gerichtsverhandlung in Bern statt, an der bestimmt wurde, dass Loosli fähig sei, von nun an auf sich selbst aufzupassen. So wurde ihm dann auch, mit 24 Jahren, endlich das Erbe ausbezahlt, das ihm laut Testament seiner verstorbenen Pflegemutter zustand: 18.000 Franken, eine grosse Summe für die damalige Zeit. Loosli war erwachsen und reif geworden, ein Mann, der wusste, was er wollte: schreiben – vor allem, wenn auch nicht nur: *littérature engagée*. 1903 erscheint dann sein erstes Buch, wenn auch noch unter dem Pseudonym Carl Trebla. Ebenfalls 1903 heiratet er und das Ehepaar wird mit dem ersten Kind gesegnet.

Der Aufenthalt in der Waldau ist also vor allem spannend, weil es das letzte Mal war, dass sich Loosli als Patient oder Zögling in einer Anstalt egal welcher Art aufhalten musste – und das, obwohl er noch 1898 nicht recht wusste, was er tun sollte: So wollte er lange auch Missionar werden. Der Schriftsteller wird zwar Heime später immer mal wieder besuchen, aber dann als Kritiker und treibende Kraft hinter der Reformation vieler Heime ungefähr zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, als seine Bücher zum Anstaltsleben und zur Administrativjustiz ihn zu einem Vorkämpfer für schwer erziehbare Jugendliche, für Verdingkinder und für viel zu hart bestrafte Deliquenten machen.

¹Seine Lebensdaten müssen auch nach intensiver Recherche nach wie vor als unbekannt gelten. Auf der Gemeinde Sumiswald versicherte man mir, man werde den Namen im Hinterkopf behalten und versuchen, mehr herauszufinden.

²Vogtsrechnung des Emil Hirsbrunner vom 1.9.1898 bis 31.12.1899. Zitiert nach Erwin Marti: *Carl Albert Loosli 1877–1959. Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème (1877–1907)*. Zürich 1996, Seite 165.

³Krankengeschichte der Waldau, Bericht der Zimmervermieterin, Eintrag vom 15.10.1899. Archiv der Waldau. Daraus auch die weiteren Details.

⁴Was in einer zeitnahen Theorie auch als typisch für Dichter gelten kann, siehe die etwas später aufgezeichnete Meinung von Otto Hinrichsen, der einem Kapitel in seinem Buch «Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters» (Wiesbaden 1911) folgende Überschrift gibt: «Dichter und pathologischer Schwindler».

⁵Krankengeschichte der Waldau, Eintrag vom 24.5.1900. Archiv der Waldau.

⁶Bei Erwin Marti: *Carl Albert Loosli 1877–1959. Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème (1877–1907)*. Zürich 1996, Seite 171 heisst es: seit 1886; aber siehe <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=sng-005%3A1940%3A120%3A%3A513#513> (Seiten 494ff) und Martina Wernli: *Schreiben am Rand. Die «Bernische kantonale Irrenanstalt Waldau» und ihre Narrative (1895–1936)*. Dissertation Zürich 2012. Bielefeld 2014, Seite 21f. Nebenbei: Die Waldau war ursprünglich auf etwa 200 Patienten ausgelegt. Bereits zu Looslis Zeit waren aber weit über 400 Patienten stationär in Behandlung. Zu den Zahlen siehe ebenfalls Wernli Seite 21.

⁷Erwin Marti und Martin Uebelhart: *Carl Albert Loosli (1877–1959). Biografie*. Basel 2021, Seite 51. Daraus auch die beiden folgenden Zitate.

⁸Seine Lebensdaten waren in der Forschung um Carl Albert Loosli bisher nicht bekannt. Vergleiche aber https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_von_Nachl%C3%A4ssen_in_der_Burgerbibliothek_Bern und <https://www.helveticar-chives.ch/detail.aspx?ID=167894>.

⁹Zwei Zeilen eines 15-zeiligen Gedichts, das Carl Albert Loosli in der Waldau geschrieben hat und sich in seiner Akte findet: «An Herrn Doktor Hagen / (auf Bestellung)» (Krankenakte der Waldau über Carl Albert Loosli, Beilage. Archiv der Waldau).

C. A. Loosli Einfälle und Betrachtungen

Unveröffentlichtes Typoskript, 1920. SLA Bern.

«Warum liegt uns die Vorstellung so abseits, dass es eine Zeit gab, wo auch Napoleon, Goethe, Michelangelo am Daumen lutschten und die Windeln nässten?» (S. 74)

«Eine Gesellschaft, der vor der Vergangenheit und der Zukunft in gleicher Weise bangt, ist zum Stillstand, zum Tode verurteilt» (S. 84)

Ein aufrechter Bürger

Beat Sterchi, Bern

Dr Loosli, oder!
Dr Loosli, wüsster!
Dr Loosli, vrschtöhter!
Dr Loosli, wüsster?
Dr Loosli, oder?
Dr Loosli het das aus!

Unordentlich und alles durcheinander hatte sich hier links auf meinem Schreibtisch wieder mal ein wilder Haufen von angelesenen Zeitungen und Zeitschriften angesammelt. Als der Haufen so gross war, dass ich mich gezwungen sah, wieder mal aufzuräumen, stiess ich auf ein seit Tagen vermisstes Buch: Carl Albert Loosli 1877–1959. Nonkonformist und Weltbürger. (Buchverlag «Tages-Nachrichten», Münsingen 1972.)

Auf dem schwarz-weissen Titelbild schaute mich der Meister plötzlich direkt und wie mir schien ziemlich prüfend, wenn nicht vorwurfsvoll an. Recht hätte er. Ich hatte Erwin Marti versprochen, etwas zu Loosli als Mundartautor zu schreiben und noch nicht Wort gehhalten. Aber da ist er: Man kennt dieses Foto von Loosli. Es ist eines der bekanntesten. Das verlorene Auge hat er leicht zusammengekniffen, um den Mund zeigt sich ein ziemlich spöttischer Zug, im Kragen am Hals steckt eine Fliege und wie er sich im Stuhl am Schreibtisch leicht zurücklehnt, demonstriert er eine für ihn wohl typische geistige Haltung. Es ist die wache Unerschrockenheit des geprüften Mannes. Nein, mir braucht Ihr nichts vorzumachen! Mir reicht ein Auge, um Euch zu durchschauen. Ich hatte Gelegenheit genug, Euch kennenzulernen. Obschon er auf diesem Foto von Papier umgeben ist, macht er mit seinen kantigen Gesichtszügen den Eindruck, eher ein Mann der Tat, als ein Papiermensch zu sein und dass er den Stift, mit dem seine Hände spielen, als Waffe zu benutzen wusste, hat manch einer erfahren.

Vor meinem inneren Auge sehe ich diesen Loosli aber auch in jüngeren Jahren, im Alter von vielleicht 22 oder 23 Jahren, beim Lesen ausländischer Zeitungen an einem Tisch im Bahnhofbuffet Bern. Hier soll er später auch dem von ihm bewunderten Hodler vorgestellt worden sein. Dank verschiedenen autobiografischen Texten von Loosli, die ich noch nicht gelesen hatte, aber auch dank den Schriften

von Erwin Marti, habe ich mittlerweile eigenartig klare Vorstellungen von einem kecken jungen Mann und von der Welt, in der er sich zu behaupten hatte. Da ist einmal grenzenloser Respekt, dazu viel Neugier, aber auch so etwas wie ein Gefühl für einen ganz besonderen «Vogel», denn ein «Vogel», das war Loosli zweifellos.

Was unter einem «Vogel» zu verstehen ist? Alles andere als ein pflegeleichter Jüngling. Viel mehr ein *päguhäriger*, also ein kratzbürstiger Charakter, ein durchtriebener Schalk, stur bis zum geht nicht mehr, sogar bis zur Selbstaufgabe – siehe Gotthelfhandel. Seiner Jugend zum Trotz ist er schon ziemlich rumgekommen, war schon in Berlin und in Paris, wo er auch mit der grossen Welt und ihren Exponenten Kontakt hatte. Sogar Emile Zola und Anatole France kannte er persönlich. Entsprechend gewandt verkehrt er hier mit der lokalen Prominenz, gibt sich als aufstrebender Redakteur, je nach Gegenüber einmal mundfaul und überheblich, dann ziemlich spitzzüngig und plötzlich wieder sprachlich gewandt und abgeklärt, als sässe er in einem Café in Paris.

Ja, erstaunlich reif muss er gewesen sein. Als er begann, sich mit den Behörden anzulegen und sich gegen sie aufzulehnen, war er keine 20 und Hodlers Schlüsselbild *Die Nacht* will er mit 14 Jahren zur Kenntnis genommen haben. Tief beeindruckt soll er gewesen sein. Irgendwie war er also verdammt früh gebildet und wissend, ohne dass man sich genau erklären kann, wie das unter den gegebenen Verhältnissen und in seinen so schwierigen Jugendjahren eigentlich möglich war.

Und hier im Berner Bahnhofbuffet, wo ich ihn sehen kann, als sässe ich ihm gegenüber, sehe ich auch eine völlig entschwundene, in unseren Augen längst wunderbar gewordene Zeit. Da bewegt man sich ganz anders als heute, hat *kurlige* Manieren und wenn auch eine lebhaftige Stimmung herrscht, spielt sich alles langsam ab wie in Zeitlupe. Da gibt es bärtige, pfeifenrauchende *Bähner*, die noch wie Fuhrknechte weite blaue Überwürfe tragen und lieber einmal leer schlucken, als ein Wort zu viel zu sagen. Die Frauen haben noch Kopftücher auf und Körbe am Arm und die Damen der besseren Gesellschaft gehen mit hoch erhobenen Kinn unter Hutschleiern mit den Händen in einem Muff oder am Griff eines eleganten Schirms ein und aus wie in einem alten Film, während draussen angeketete Sträflinge in gestreiften Kitteln den Bahnhofplatz sauber wischen, wo noch bis vor kurzem der mächtige Christoffelturm

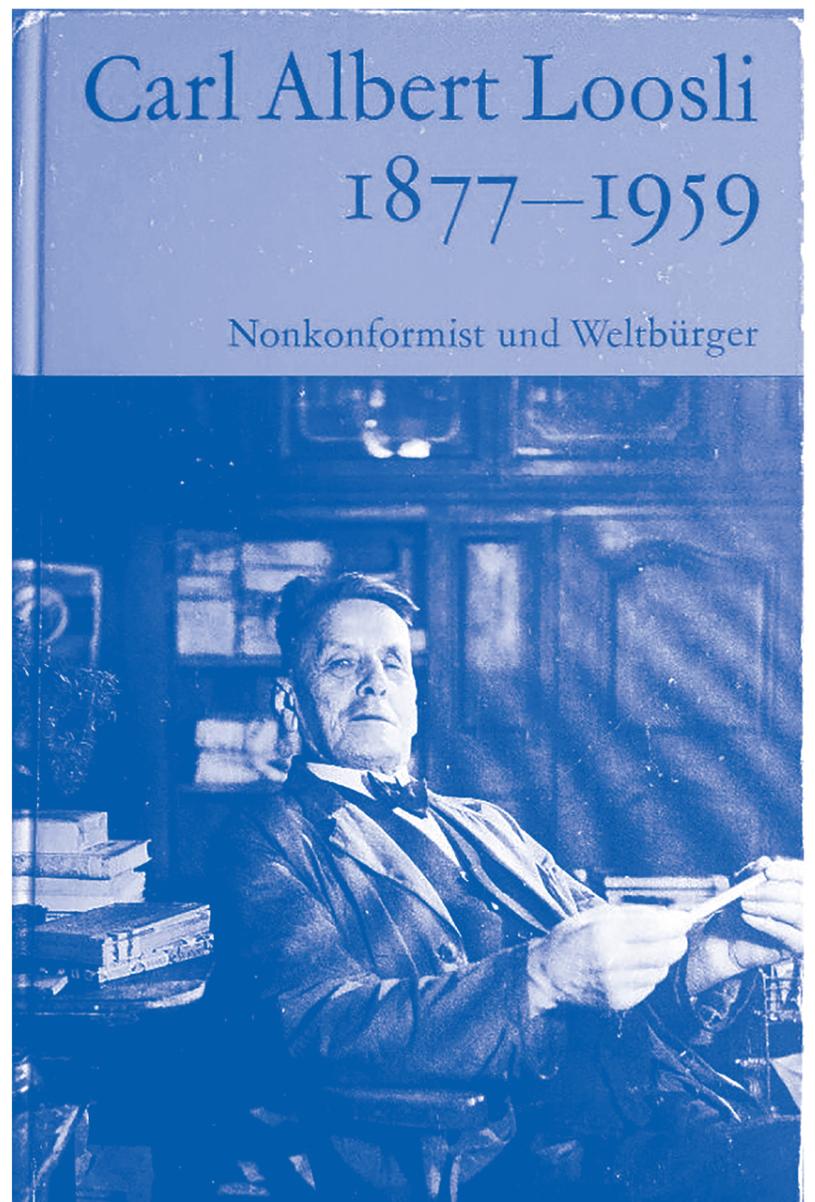
angeblich allen im Wege gestanden haben soll. Da verkehren Fuhrwerke und Kutschen und vermutlich auch das *Rösslitram*.

Sieht man den weltgewandten jungen Loosli vor dieser städtischen Kulisse, kann man sich kaum erklären, wie er dazu kam, berndeutsche Gedichte und Texte zu schreiben, die vor allem der bäuerlichen Welt entstammen und die so berndeutsch sind, dass es meines Wissens nichts Berndeutscheres gibt. Es besteht kein Zweifel, er schrieb für schweizerische Verhältnisse auch ein eloquentes, tadelloses Deutsch, aber wie kommt es, dass ausgerechnet dieser francophile junge Mann, der mehrere Jahre im Welschen das Gymnasium besucht hatte, zum Berndeutschen greift wie zu einem gnadenlosen Knüttel? Vielleicht war es gerade seine weltläufige Offenheit, die ihn ermutigte, auch in seiner eigenen Alltagssprache literarisches Potenzial zu erkennen und dies radikaler auszuschöpfen, als alle vor und nach ihm. Dann wäre hier auch noch die Frage, wie es sich erklärt, dass er in diesem Berndeutsch so früh und so ausführlich über die Mühsal

des Alters geschrieben hat? Wenn ich mich nicht irre, hat er das Gedicht *Mys Testament* mit 30 verfasst, also in einem Alter, in welchem man heute nach einem langen Studium dabei ist, Existenz und Karriere aufzubauen. Er aber klingt schon abgeklärt, resigniert, wenn nicht enttäuscht wie ein alter Mann. Nein, man wird einfach nicht klug aus diesem Loosli.

Aber zurück zu seinem Berndeutsch. Ganz schön ins Staunen kam ich, als ich neulich der Geschichte *Sunnemüli-Bänzes Burdi* begegnete.

Es handelt sich dabei zwar auch um eine jener vielen Geschichten, die undankbarerweise auf einem Mangel an Vernunft ihrer Protagonisten basieren. Würden diese etwas mehr gesunden Menschenverstand walten lassen, gäbe es wenig zu erzählen. Hätte nämlich der sonst tüchtige und erfolgreiche Bauer und Müller Bänz etwas mehr Vertrauen in die Behörden, welchen er als Grossrat sogar selbst angehört hatte, müsste er sich weiss Gott nicht von einem Lump erpressen lassen. Sein



Carl Albert Loosli 1877–1959. Nonkonformist und Weltbürger. Hrsg. v. Rudolf Stalder. Buchverlag «Tages-Nachrichten», Münsingen 1972. Aufnahme von Fernand Rausser 1946/47.

Mensch

Wort hätte mehr gegolten, wie das Wort der Mächtigen auch noch heute mehr gilt. Das gleiche trifft auch für seinen Sohn zu. Nichtsdestotrotz ist die Geschichte nicht weniger glaubwürdig als die heute zahlreichen und gängigen, oft leider ziemlich an den Haaren herbeigezogenen Kriminalgeschichten. *Sunnemüli-Bänzes Burdi* ist tadellos aufgebaut und liest sich auch spannend, aber damit sind wir noch lange nicht dort, wo der Hase im Pfeffer liegt.

Das wirklich Ausserordentliche und Überraschende an dieser Geschichte ist die Sprache. Der auch hier mit 40 noch relativ junge Loosli gibt dichterisch Gas, das einem fast sturm wird und schafft so ein Sprachdokument, wie ich nur wenige kenne. Mehrmals hatte ich beim Lesen gedacht, wenn das Berndeutsche oder überhaupt die Schweizer Alltagsprachen je an einen Punkt kamen, bei welchem sich eine bis hin zu einer Abspaltung ihnen eigene Entwicklung denken oder vorstellen liess, dann war das genau hier.

Danach kam literarisch, würde ich behaupten, nur noch der Rückwärtsgang, das heisst die sprachliche Angleichung des Berndeutschen an die Hochsprache und damit das Verschwinden ihres

eigentlichen Charakters. Natürlich ist es ein verstörend archaischer Bauernton aus dem Emmental, der hier dominiert, aber es ist ein äusserst kunstvoll verdichtetes Sprachgewebe voller Unter- und Nebentöne, bei dem man nie ganz sicher ist, ob es sich nicht einfach um eine Gotthelf Parodie handelt oder doch um einen Text, in welchem die zahllosen, mittlerweile längst verschwundenen Fein- und Eigenheiten, zu welchen die mündliche Kultur im Volksmund fähig war, einmal schriftlich konsequent und ultimativ zur Anwendung kamen.

Schon der Titel: Sunnemüli-Bänzes Burdi

Das kann man sich mehrmals auf der Zunge vergehen lassen, aber was folgt ist auch nicht von schlechten Eltern. Da ist keine Zeile ohne eine zwar noch verständliche, aber verschwundene Wendung, kein Satz ohne eine noch nachvollziehbare, aber längst nicht mehr gebräuchliche Redensart. Verschwunden die Bildhaftigkeit von Wendungen wie zum Beispiel *ungere gah* oder *ungere müesse*, verschwunden die herrlichen Lehnwörter aus dem Französischen wie *Parasereli* (*Von par haszard. Är isch parasereli an in a'glüfe*). Verschwunden die den gesprochenen Sprachen eigene Lautmalerei. Verschwunden ist der *Sufuus*, die

herrlich konkrete Beschreibung des Süfels. Verschwunden die wunderbaren typischen Verdoppelungen wie in dem Satz:
...das er gärn wett rede-n-u nüsti nid wott.

Um möglichen Missverständnissen vorzugreifen, sei gleich angefügt, dass ich hier nichts beklagen will, auch wenn Loosli reihenweise Ausdrücke verwendet, die alle ihrer Kraft und ihrer Bildhaftigkeit zum Trotz heute nicht mehr zu Anwendung kommen. Festhalten will ich lediglich, dass ausgerechnet Loosli, der damals irrigerweise das baldige Verschwinden der *Dialekte* voraussagte, mit *Sunnemüli-Bänzes Burdi* so etwas wie den Höhepunkt des Berndeutschen zu verantworten hat, denn berndeutscher geht es wirklich nicht.

Angemerkt sei noch, dass ich mir diese Gedanken hier in Spanien, sogar in einem kleinen Dorf, also weit weg von Looslis Welt und weit weg von Looslis Sprache machte und wohl deshalb ihre schriftliche Formulierung immer wieder hinausgeschoben habe. Kaum hatte ich aber in einem Anflug von Entschlossenheit damit begonnen, erreichte mich ein Telefonanruf von meinem guten Freund und sehr geschätzten Kollegen Guy Krneta. Natürlich freute ich mich, von ihm zu hören,

aber kaum hatte er sein Anliegen vorgebracht, fragte er wie immer freundlich nach meiner Arbeit.

Wie geht's em Roman? fragte er schalkhaft. Ob ich vorwärtskomme?
Ich sagte: *Itz bin i grad am Loosli*.
Am Loosli? er klang überrascht.

Aber als ich ihm erklärt hatte, ich würde einen Text für das *C.A Loosli Bulletin* schreiben, meinte er: Schön! Sehr schön! Loosli sei immer gut. Das sei ein aufrechter Bürger gewesen. Von diesen gebe es nicht mehr viele.

Dr Loosli, oder!
Dr Loosli, wüsster!
Dr Loosli, vrschtöhter!
Dr Loosli, wüsster?
Dr Loosli, oder?
Dr Loosli het das aus!

Chiva de Morella, 7. Oktober 2021

Der Ungerschied

*Quod licet Jovi
Non licet bovi*

Di alte Römer hei scho gwüßt u gloubt,
Es sygi em Jupiter mängs erlobt,
Wo men em Muni nid dörf düre lah!
Mir wüsse's ou! U gschou – mir tüe dernah!

Brieschhausi het sys Gält verspekuliert,
U sider isch er nümme gästimiert;
Mi luegt ne numen uber d Achslen a
U wott em liebste nüt mit im z tüe ha!

E Großbank het frönds Gält verspekuliert
U si würd nüt dest minger gästimiert.
E Bank – so seit me – chönni ou Päch ha!
Si gheit nid um, nei! Si ma nüsti bstah!

Der Housi het der Schade sälber treit;
's isch synetwäge niemer ychegheit!
Dür d Bank sy Hüüfe worde bättuarm
So das's es Eländ isch, das Gott erbarm!

Der Housi mues jitz bös ha früech u spät!
Hingäge d Bank, die het Verwaltingrät,
Wo öpper sy un öppis z säge hei:
D Bank gheit nid um, mi hilft ere uf d Bei!

Em Housi gscheht es i d Schue yche rächt!
Dä Tschaupi isch drum nume Hüttechnächt!
Bir Bank hei großi Here d Finger drin,
U die ga z gusle, chunnt kem Möntschi i Sinn!

Es chunnt halt gäng druuf ab wär d' öppe bisch,
U niemer fragt, gäb öppis mit der isch!
Bisch den e ryche Ma, e große Her,
De chunnsch – ze! nume druuf! – mit allem z Cher!

Carl Albert Loosli: *Ämmital!* (1911). Rotpunktverlag, Zürich 2008. S. 257
Anmerkung: Der Punkt unter dem «l» deutet an, dass der Konsonant wie ein dumpfes «u» gesprochen werden soll. Loosli hat diese Schreibweise für die dritte, 1957 beim Scherz-Verlag in Bern erschienene Edition noch selber autorisiert. Bei der Erstausgabe von 1911 schrieb er noch «Mys Ämmitalaw». Die Neuausgabe 2008 beim Rotpunktverlag übernahm die Schreibweise letzter Hand von 1957: «Mys Ämmital!». Dieser Ausgabe liegt zudem eine CD mit Gedichten bei, gelesen von Paul Niederhauser und – eine Rarität – aus alten Aufnahmen von Radio Bero-münster von C. A. Loosli selbst.

«Lese ich C. A. Looslis Gedichte, dann ist mir, als habe er seine Nachfahren längst gekannt, als habe er geahnt, daß man sich auf dem glitschigen Pfad der Mundartliteratur besser an der Zukunft als an der Vergangenheit orientiert.»

PEDRO LENZ

Erinnerungen einer Zeitzeugin

Susann Pauli-Wenger

Zur Biografie C. A. Loosli von Erwin Marti und Martin Uebelhart

Geboren wurde ich am 6. Juni 1929 als Susy Wenger an der Bümplizstrasse 77, in einem kleinen Bauernhaus. Es musste später einem Block mit Arztpraxen neben der Permanence weichen. Das Haus gehörte der Familie Gfeller. Diese war weder mit dem Unternehmer Christian Gfeller (Gfeller AG) noch mit dem Schriftsteller Simon Gfeller verwandt – oder wenn, dann nur sehr entfernt. Die Gfellers hatten fünf Kinder. Die Söhne Fritz und Hans waren Lehrer, Fritz in Bümpliz, und das dürfte der Fritz Gfeller sein, von dem auf Seite 261 des Buches die Rede ist. Hans aber ist vermutlich nicht identisch mit dem Hans Gfeller, der auf Seite 68 vorkommt, da dieser ja bereits 1922 geboren wurde. Hans war zu meiner Kinderzeit Lehrer in Schwendi bei Bigenthal.

Die erste und zweite Klasse verbrachte ich im Dorfschulhaus, das ich nun seit zwei Jahren von meinem Balkon aus im Blick habe. Die dritte und vierte Klasse war ich im Stöckackerschulhaus, danach kam ich ins alte Sekundarschulhaus neben dem Loosli-Stöckli. Loosli war mir somit bekannt, gesprochen habe ich nie mit ihm. Aber wir wussten, dass der Mann mit der Zöttelchappe ein Schriftsteller war.

Mein Vater Werner Wenger war in den dreissiger und vierziger Jahren der renommierteste Fotograf in Bümpliz, ehe Wiedmer und Rausser kamen. Dass auch der Drogist Fritz Gurtner fotografierte, habe ich erst aus der Loosli-Biografie erfahren. Ich erinnere mich aber gut an ihn mit seinem kugelrunden Kopf. A. Friedli, der offenbar auch in seiner Freizeit fotografierte, war mir unbekannt und ich weiss nicht, ob ihn mein Vater kannte. Mein Vater hatte aber Kontakt zu Paul Senn und zu Carl Jost. Er hatte in den Krisenjahren seine Stelle als Lithograf verloren und brachte die Familie schlecht und recht mit dem kleinen Fotogeschäft durch, und meine Mutter war gezwungen, auswärts zu arbeiten um zum Einkommen beizutragen. Mein Vater hat Loosli nicht nur gekannt, er hat ihn fotografiert, eine Abbildung ist im Buch auf der Seite 170 zu sehen, eventuell auch auf den Seiten 171 und 262. Er entwickelte, kopierte, vergrösserte, verkaufte Filme und Fotokameras, fertigte Portraits und Passaufnahmen an und war lange Zeit der einzige, der Schulklassen fotografierte. Beim Räumen im Jahr 1996, als meine Eltern ins Altersheim zogen, behielt ich diese Klassenfotos und übergab sie später dem Ortsarchivar Max Werren. Er publizierte sie in den *Ehemaligen der Sekundarschule Bümpliz*, woraus sich in der Folge interessante Briefwechsel ergaben. Erwähnt sei hier noch, dass mein Vater sein *Photo-Atelier und -Handlung Werner Wenger* in den dreissiger Jahren an der Bümplizstrasse 77 und ab 1943 an der Brünnenstrasse 114 betrieb. 1944 fand er wieder eine Stelle in seinem angestammten Beruf als Lithograf und gab den Fotoladen auf. 1951 zog die Familie mit den drei Töchtern an die Zieglerstrasse, und 1958 kehrte ich nach meiner Verheiratung nach Bümpliz zurück.



C. A. Loosli im Garten des Gfellerstock, seinem Wohnsitz. Aufnahme von Jacques Keller, Bern, ca. 1926.

Mensch



C. A. Loosli (1877-1959) mit seinem Enkel Peter Loosli (1939-2021).
Fotograf unbekannt.

Ich muss gestehen, dass ich wenig von C. A. Loosli gelesen habe, bis mir mein Sohn Lorenz zum 92. Geburtstag die Biografie schenkte. Ich hielt das Buch in Händen und bin fast ein wenig erschrocken: ein so grosses, in jeder Hinsicht gewichtiges Buch für eine «Hochbetagte»! Das war keine Bettlektüre, nicht einmal eine Schaukelstuhl-Lektüre, damit musste man sich an den Tisch setzen und blättern. Und das Herumblättern wurde zu einer gewissen persönlichen Erleuchtung. Da standen ja Dinge drin, die mir aus früher Jugend bekannt waren. Und dann, es war fast ein Erschrecken: wenn auch nur vom Sehen, aber ich habe Loosli gekannt, und er hat Künstler gekannt, die für mich Literatur- und Kunstgeschichte bedeuteten: Emile Zola, Anatole France, Ferdinand Hodler, Carl Spitteler. Ganz besonders berührt hat mich, dass Loosli auf dem Friedhof Montmartre in Paris das Grab von Heinrich Heine gesucht hat. Ich auch, 1948, und ich habe es auch gefunden.

Bei der Lektüre stiess ich auf Albert Benteli, der meinen Vater hie und da für spezielle Aufnahmen engagiert hatte, und den er mehrmals fotografierte. Ich begegnete Emil Zbinden, den mein Vater gut gekannt hatte und dessen Schwiegertochter Katharina Zbinden-Bärtschi die Lehrerin meiner Tochter war. Rudolf Mumprecht kam vor, er war ein Dienstkollege meines Schwagers und ich erlebte ihn noch vor wenigen Jahren im Bürgerheim Viererfeld. Ich fand weiter Werner Johannes Guggenheim, der auch an der Brünnenstrasse wohnte. Seine Gattin Ursula von der Wiese war eine bekannte Übersetzerin, ich fuhr mit ihren Kindern täglich von Bümpliz nach Bern in die Schule. Mit dem Kunstmaler Paolo und seiner Gattin waren meine Eltern eng befreundet, ein Oelbild das seinen Schwiegervater zeigt, hängt in meiner Wohnung. Der Maler Fritz Pauli war, soviel ich weiss, mit der Pauli-Familie, in die ich hineingeheiratet habe, nicht verwandt. Erwähnt werden muss Paul Kober und sein Buech-Lädeli: ich habe ihn geschätzt und ich habe dort auch meine ersten Insel-Büchlein gekauft.

Man merkt es: ich habe zuerst nur geblättert, habe eine sehr sachdienliche Auflistung der Kurzbiografien und ein Personenverzeichnis gefunden, das allein schon für die Autoren einen Riesen-Aufwand bedeutet haben muss. Wichtig war für mich auch *Welt der Kunst. Eine Chronologie*, auf Seite 97. Das waren die Wegmarkierungen, welche mich durch das Buch führten und ich folgte ihnen, mal mit mehr, mal mit weniger Lust, denn für eine über 90jährige ist ein solcher Weg oft steinig und steil. Und dann habe ich zu lesen begonnen, und je mehr

ich mich in das Buch hineinlas, desto mehr wurde mir klar, dass ich da in meinen jungen Jahren – den vierziger und fünfziger Jahren – etwas versäumt hatte: Loosli zu lesen. Mir fehlte die Basis zum politischen Denken, aber das Rebellische hatte ich vermutlich in den Genen. Hätte ich in meinen Sturm- und Drang-Jahren Loosli gelesen, wären diese Gene vermutlich in die richtigen Bahnen gelenkt worden. Schade!

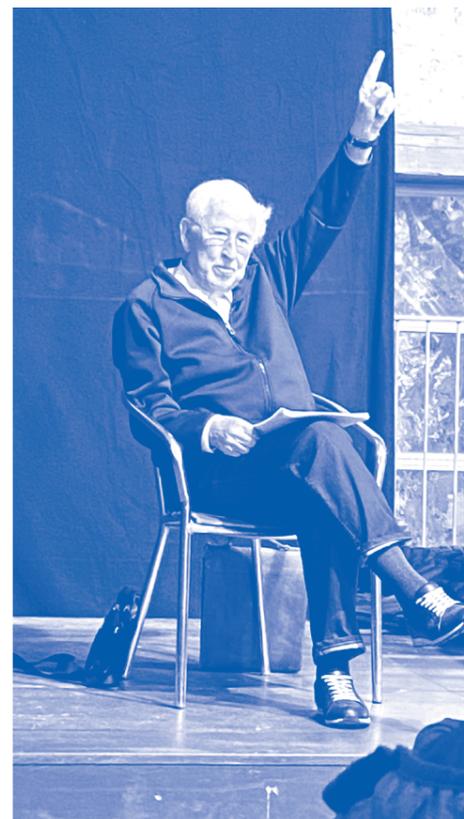
Und immer wieder kreuzen Bekannte Looslis meinen Weg, an die ich mich gut erinnere: Hanny Bay, die ich 1948 im alten Bücher-Antiquariat beim Berner Rathaus kennenlernte. Mit ihrer Tochter, Katharina von Salis, führte ich später einen Briefwechsel. Da war der Architekt Costante Fontana, er zählte zu den Kunden meines Vaters. Giulio Clivio kannte ich persönlich nicht, er war ja im Jahr vor meiner Geburt gestorben; die von ihm in Bümpliz gebauten Häuser habe ich aber stets bewundert. Ich begegnete Hans Rudolf Lüthi, dem Zahnarzt, der im stark erweiterten Sinne gar zu meiner Verwandtschaft gehörte: seine Gattin war die Tochter einer Schwester meiner Grossmutter. Dann ist da noch Peter Dürrenmatt, der Vetter des grossen Friedrich Dürrenmatt, er war in den siebziger und achtziger Jahren so etwas wie mein Teilzeit-Arbeitgeber: ich habe seine Typskripte abgetippt. Er ist allerdings nur mit den Lebensdaten 1904 bis 1989 erwähnt, aber ohne Seitenangabe.

Ich gerate vor lauter Begeisterung über das literarische Wiedersehen vom Hundertsten ins Tausendste. Die Autoren mögen mir das bitte verzeihen. Gar manches des hier Festgehaltenen ist nicht von allgemeinem Interesse. Es war für mich aber eine Freude, in alten Erinnerungen herumzuwühlen.

Die Lektüre der Biografie C. A. Looslis? Die kommt jetzt dann wieder dran. Ich bin neugierig darauf.



V.l.n.r.: Loosli-Interpret Paul Niederhauser, die Autoren Martin Uebelhart und Erwin Marti (Fotos: Andrea Krebsler-Loosli)



Paul Niederhauser, begnadeter Interpret Looslis.

Zwätschgechueche

Mi cha ou z schüüch sy, oder z guet erzoge!
«Wotts ch ou e Bitz da vo däm Zwätschgechueche?»
Het mi d Nachpüüri gfragt. Du han i gloge,
Nei, i mög nid! – Chönnt hüt no drüber flueche!

U doch sy's meh als sibe zg Jährli sider!
I bi haht z schüüch gsi, u bi baas dänne.
No hüt gsehn i de Zwätschgechueche wider
U weis no woh!, das i du bi ga gränne!

So guete git es einisch bloß im Läbe!
Mi chönnt dervo ha, u mi tuet si schäme,
Mi het si nid derfür, u chunnt dernäbe,
U chunnt mit sövli guetem nie meh zäme!

's isch mer ou speeter mängs dür d Latte gange,
Ha mängs versuumt, wo mer hätt we!je blüje,
U doch nid mängs, won im so nachblange
Wi däm Bitz Chueche! 's tuet mi gäng no gmüje!

Carl Albert Loosli: *Mys Ämmita!* (1911).
Rotpunktverlag, Zürich 2008, S. 190

Buchvernissage: Ein gelungener Anlass

Rund fünfzig Interessierte folgten am 21. Oktober 2021 ab 18 Uhr im Bienzgut Bümpliz den Ausführungen von Erwin Marti und Martin Uebelhart.

Die beiden Autoren stellten ihr bereits im November 2020 erschienenes Werk *Carl Albert Loosli (1877-1959). Biografie* vor. Vorgeschichte und Entstehung, technische und inhaltliche Fragen, Bildbeschaffung und

-bearbeitung und weitere Themen wurden näher erläutert. Ausgezeichnet zum Tagungsort passte der vorgelesene Textteil: der Bericht über eine «gema-nagte» Bümplizer Gemeindeversammlung (Seite 64f.) von 1908.

Paul Niederhauser beeindruckte die Zuhörenden mit seinem Vortrag von Loosli-Texten und -Gedichten, und die Jugendmusik Bümpliz rahmte den Anlass mit ihren Beiträgen ein. Der Schwabe-Verlag, der das Buch herausgibt, war mit einem Büchertisch präsent. Der anschliessende Aperó wurde zum Ideen- und Gedankenaustausch rege benutzt.

«Administrativ-justiz» – Stand der Aufarbeitung

Loretta Seglias
l.seglias@unitone.ch

Die Empfehlungen der Unabhängigen Expertenkommission administrative Versorgungsungen (UEK) – zwei Jahre danach

Vor zwei Jahren veröffentlichte die Unabhängige Expertenkommission administrative Versorgungsungen (UEK) ihre Ergebnisse in 10 Bänden. Diese Forschung war Teil der Rehabilitierung administrativ internerter Menschen vor 1981, und damit Teil einer seit mehreren Jahren voranschreitenden Aufarbeitung zur Praxis und Wirkungsweise fürsorgerischer Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen in der Schweiz.

2010 und 2013 anerkannte die Schweizer Regierung das erlittene Unrecht, nachdem zuvor mehrere politische Verstösse in den eidgenössischen Räten gescheitert waren. Carl Albert Loosli führte bereits Jahrzehnte zuvor den Kampf gegen gesellschaftliche Ungleichheiten und Diskriminierung, unter anderem gegen die «Administrativjustiz» und prangerte dabei auch ein ungleiches Rechtssystem an. Der Anfang September 2019 dem Bundesrat übergebene Schlussbericht der UEK trägt den Titel «Organisierte Willkür» und bestätigt damit auch Looslis Einschätzung.

Die Forschungsergebnisse erweitern das bereits vorhandene Wissen und verweisen auf die Auswirkungen für Betroffene und Angehörige, bis heute. Aus Sicht der Kommissionsmitglieder ist mit der Veröffentlichung der Forschungsergebnisse die gesellschaftspolitische Aufarbeitung nicht abgeschlossen. Die Kommission hat deshalb, im Austausch mit Betroffenen, Empfehlungen für weitere Schritte formuliert. Diese zielen auf politische Massnahmen, die mithelfen sollen «die menschlichen, sozialen und politischen Brüche zu verringern, die durch diese Geschichte aufgezeigt werden, sowie das Wissen und künftige Überlegungen über aktuelle Massnahmen zum Schutz von Erwachsenen und Kindern, aber auch generell über Armut, Ausgrenzung und Randständigkeit zu fördern.» (Organisierte Willkür, S. 372) Konkret soll eine Rehabilitierung der Opfer von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen durch zusätzliche finanzielle Leistungen, durch Unterstützung von Bürgerinitiativen, durch einen erleichterten Zugang zu Wissen und zur Kultur und durch die Produktion von Wissen und dessen Verbreitung erfolgen und weitergehen. Die Empfehlungen beinhalten schliesslich die Schaffung eines Ortes, der Opfern und Betroffenen von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen gewidmet ist.

Als Mitglied der Kommission habe ich diese Empfehlungen mitunterzeichnet. Zwei Jahre nach deren Veröffentlichung sind einzelne Aspekte punktuell aufgegriffen worden, zum Beispiel bei Projekten zur Produktion von Wissen, bei neuen partizipativen Ansätzen in Vermittlung und Erinnerungsbildung. Insbesondere dort, wo grössere finanzielle Aufwendungen und gesetzliche Anpassungen notwendig würden, fehlen indes klare politische Zeichen für einen weiterführenden Dialog. Wissenschaftliche Forschung ist wichtig im Prozess zur Rehabilitierung der Betroffenen von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen. Aus diesem Wissen konkrete Handlungsweisen abzuleiten, ein konsequenter nächster Schritt, den es weiter zu intensivieren gilt.

Link zur Reihe: <https://www.chronos-verlag.ch/reihen/2383> (E-Books gratis herunterladbar)
Link zum Schlussbericht und den Empfehlungen: <https://www.chronos-verlag.ch/node/26939>
(auch in Französisch, Italienisch und Englisch verfügbar)

Organisierte Willkür

«Organisierte Willkür» – diese Formulierung Looslis in seinem Buch zur «Administrativjustiz» von 1939, ist im Band mit dem Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission zu den administrativen Versorgungsungen achtzig Jahre später als Titel gewählt worden. Das nachfolgende Zitat belegt aber auch, dass Loosli sehr wohl Realist war und von der Notwendigkeit sprach, dass wirkliche Delinquenten und Freiheitsunfähige in Anstalten festgehalten werden müssten (Carl Albert Loosli, *Administrativjustiz*. Werke Bd. 2, S. 180f.):

«Allein, Internierung von Delinquenten und Freiheitsunfähigen und «Administrativjustiz» sind denn doch zwei grundverschiedene Dinge. Während jene eine sozial und einzelmenschliche Wohltat, Aufwertung und Notwendigkeit sein kann, ist die «Administrativjustiz» grundsätzlich in jedem Falle eine Rechtsverneinung, eine Vergewaltigung, ein Rechtsraub, gestützt auf bare, wenn auch weitgehend organisierte Willkür.»

Aus Marti / Uebelhart: *Carl Albert Loosli. Biografie*. Basel 2021. S. 241 f.

Was zählt der Mensch?

Am 27. Februar 1942 veröffentlichte die Zeitung *Freies Volk* einen Auszug aus Looslis Abhandlung *Vom Recht*, Teil XV. Darin thematisierte er den alle Lebensbereiche und auch das Menschenbild und das Rechtsempfinden beherrschenden Materialismus und wie das Bürgertum seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert mittels der von ihm geschaffenen Gesetze die Arbeiterschaft zu kontrollieren gedachte. In diesem Zusammenhang und in dieser Atmosphäre sei die Entstehung der «Administrativjustiz» zu verstehen:

«Allein, damals wie heute noch galt der Mensch, materiell gewertet, wenig oder gar nichts, der tote Stoff alles. Aus dieser Einstellung heraus vermochten auch unsere Armen- und Armenpolizeigesetze emporzuspriessen, die schon durch ihre Bezeichnung klar und deutlich verkünden, dass sie als Klassengesetze, also als legislative Vergewaltigungsinstitutionen der mittellosen, also mehrheitlichen Bevölkerung gedacht waren. Das geht übrigens mit aller Deutlichkeit aus ihren Strafbestimmungen hervor, die sich lediglich gegen Tatbestände richten, die sich unvermeidlich aus den von der besitzenden Machtschicht geschaffenen wirt- und gesellschaftlichen Zuständen und Verhältnissen ergeben mussten. Es wird nämlich die Not, der Hunger bestraft. Freilich sagt dies das Gesetz nicht klar und roh, sondern es inkriminiert den Bettel, und zwar ausschliesslich den Bettel der Enterbten, der Mittellosen, die, hätten sie billig entlohnte Arbeit, die ihnen und ihren Angehörigen ermöglichen würde zu leben, ohne fremde Hilfe zu beanspruchen, schwerlich betteln würden.»

Aus Marti / Uebelhart: *Carl Albert Loosli. Biografie*. Basel 2021. S. 245

Mensch

Plouderpfoschte Bern

«Das Grüne Band» bezeichnet den Übergangsbereich zwischen der Stadt und Agglomeration von Bern und dem angrenzenden ländlichen Gebiet. Zehn Gemeinden haben sich zur Interessengemeinschaft IG Grünes Band zusammengeschlossen mit dem Ziel, eine gemeindeübergreifende Entwicklung dieses einmaligen Landschaftsraumes anzustossen.

Um die Bevölkerung für das Grüne Band und die damit verbundenen Themenbereiche zu sensibilisieren und Bedürfnisse, Meinungen und Ideen abzuholen, wurden während des Sommers 2021 (Juni bis August) entlang der beliebten Velowanderroute «888 Grünes Band» sogenannte «Plouderpföschte» installiert. Die Plouderpföschte folgen dem Motto «Luege, Lose, Lafere, Lifere». Jeder Plouderpfoschte lieferte durch Bilder, Texte und Tondokumente interessante, lehrreiche und unterhaltensame Informationen und Beiträge. Die Beiträge sollen zum Nachdenken, zur Meinungsbildung und Auseinandersetzung mit dem Thema sowie zum Diskutieren, Ploudere und Lafere anregen.

Einer der Plouderpföschte war Carl Albert Loosli gewidmet mit seinem lokalhistorischen Roman «Es starb ein Dorf», der 1975 erschienen ist, 15 Jahre nach seinem Tod. Im Roman erzählt ein pensionierter Hausarzt die Geschichte des Dorfes Wydenau (Bümpliz) ab 1898. Erzählt wird, wie das Bauerndorf industrialisiert, wie Landwirtschaftsland zu Bauland wird, wie die Bevölkerungsstruktur sich drastisch verändert und wie sich die Gemeinde verschuldet, bis sie schlussendlich in Seeburg (Bern) eingemeindet wird.

Ein Roman, also Fiktion? Fredi Lerch hat nachgeforscht und in Gesprächen mit dem in Bümpliz aufgewachsenen Hans Gfeller herausgefunden, dass Loosli in seinem Roman sehr reale Ereignisse präzise schilderte und die Akteure (mit andern Namen) sehr genau porträtierte. Im machtbesessenen Notar Peter Schmalz in Looslis Roman erkannte Hans Gfeller seinen Grossvater Niklaus Gfeller (1858-1927): «Er ist als Notar und Gemeindevorsteher tatsächlich ein machtbesessener Mann gewesen.» Er identifizierte auch andere Akteure. Zeitzeuge Hans Gfeller leitete übrigens zusammen mit seiner Frau Elisabeth von 1952 bis 1984 das Schulheim für Knaben in Aarwangen.

Und wie blickte der greise Loosli, der über ein halbes Jahrhundert in Bümpliz lebte, auf diese Dorfgeschichte zurück? In einem Gespräch mit Alfred Fankhauser meinte er mit trockenem Humor: «Das alte Bümpliz? Mit dem ist es ordentlich hintenabegange. Seitdem wir Bern eingemeinden mussten, hei mer nüt meh z'ruehme...» (Radio-Zeitung vom 31. März 1957).

Fredi Lerchs Recherchen zu Looslis Bümpliz-Roman sind nachzulesen in «Ich schweige nicht» Nr. 11, Herbst 2019, S. 6-7.

Martin Uebelhart



Umschlag von *Es starb ein Dorf*, erstmals 1975 bei Büchergilde Gutenberg erschienen.

dialÄktik

Simone Aeberhard, Caspar Battgay, Stefanie Leuenberger (Hg.): *dialÄktik. Deutschschweizer Literatur zwischen Mundart und Hochsprache*. Zürich: Chronos, 2014. 244 S., Fr. 43.-

Das Spannungsverhältnis zwischen Mundart und Hochsprache zieht sich durch die Schweizer Literatur, die (unübersetzbaren?) Helvetismen bei Jeremias Gotthelf und Johanna Spyri sind die wohl bekanntesten Beispiele. Im landläufigen Sinne wird Dialektliteratur oft noch mit «Natürlichkeit» und «Bodenständigkeit» verbunden, während die Hochsprache als «fremd» gilt. Doch dem steht die Auffassung gegenüber, der Dialekt sei als Sprachelement zu verstehen, das sich politisch nicht festlegen lasse und daher auch nicht zu instrumentalisieren sei. Die Spoken Word-Bewegung und der Mundart-Rock sind aktuelle Beispiele einer populären Mundartbewegung jenseits vom «blumete Trögli».

In seinem Beitrag über Loosli behandelt Dominik Müller das Nebeneinander von «Hauptsprache» und Mundart. Er geht der Frage nach, ob Looslis Mundartliteratur, ein schmaler Teil in seinem publizistischen Gesamtwerk, sozusagen ein anderes Werk sei, ob es also zwei Autoren namens C. A. Loosli gebe, einen Mundartdichter und einen andern. Müller schildert Looslis Ringen um Authentizität der Sprache, wie er das rührselig Anmutende immer wieder durchbrach, seine Auseinandersetzungen mit der (konservativen) Mundartbewegung seiner Zeit. Und warum er sich als Mundartdichter verabschiedete. Eine gekürzte Fassung von Dominik Müllers Beitrag erschien in *C. A. Loosli aktuell* Nr. 5, 2014.

Martin Uebelhart

Sprache und Identität

Emanuel Ruoss, Juliane Schröter (Hg.): *Schweizerdeutsch. Sprache und Identität von 1800 bis heute*. Basel: Schwabe Verlag 2020, 244 S., Fr. 34.-

Die Debatten um schweizerdeutsche Mundarten und die damit verbundenen Identitätsfragen haben eine Geschichte, die in diesem Buch breit dargestellt werden. Durch die Herausbildung einer überregional weitgehend einheitlichen Schriftsprache Ende des 18. Jahrhunderts entstand eine eigentliche «funktionale Zweisprachigkeit», weil man in allen Schichten selbstverständlich weiterhin lokale Mundarten sprach. Im 19. Jahrhundert rückten die Ausdehnung der Hochsprache in alle Lebensbereiche und die Mischung beider Sprachformen ins Zentrum der Diskussionen. Es gab Tendenzen, Dialekt und Hochdeutsch strikt zu trennen, die Mundarten «rein» zu halten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, dann auch während der Nazizeit, wurde Schweizerdeutsch stärker denn je zur Identitätsfrage, eng verbunden mit Heimatschutz. Dass in diesen Kontroversen C. A. Loosli eine markante Stimme war, bleibt in diesem Buch leider unerwähnt. Deshalb hier der Hinweis auf die neue Loosli-Biografie von Erwin Marti und Martin Uebelhart, insbesondere auf die Kapitel 12 (Heimatschutz) und 15 (Mys Ämmitaw).

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ging der Trend in ganz Europa zu einer «Informalisierung des Sprechens und Schreibens», was in der Deutschschweiz auch die Dialekte erfasste. Unter diesen Vorzeichen debattiert man heute erneut über das «richtige» Verhältnis von Dialekt und Standardsprache – als Novum verbunden mit der Sorge um die Hochsprache, die immer seltener und «schlechter» gebraucht werde (!). Insgesamt ist dieses hoch interessante, informative Buch allen wärmstens zu empfehlen, denen die Pflege der Sprache(n) ein Anliegen ist.

Martin Uebelhart

Literatur und Zeitung

Stefanie Leuenberger, Dominik Müller, Corinna Jäger-Trees, Ralph Müller (Hg.): *Literatur und Zeitung. Fallstudien aus der deutschsprachigen Schweiz von Jeremias Gotthelf bis Dieter Bachmann*. Zürich: Chronos, 2016. 288 S.

Die 16 Beiträge dieses Bandes behandeln verschiedene Aspekte des Verhältnisses zwischen Literatur und Journalismus. Viele Schweizer Schriftsteller*innen traten zuerst als Journalist*innen an die Öffentlichkeit und schrieben sich so an ihre literarischen Werke heran, wie Jeremias Gotthelf, Meinrad Inglin, C. A. Loosli, Annemarie Schwarzenbach, Max Frisch. An Robert Walser, Emmy Hennings, Friedrich Dürrenmatt und Hansjörg Schneider lässt sich studieren, wie journalistische Gebrauchsformen (Kolumne, Fortsetzungsroman, Reportage) literarische Kreativität freisetzen. Arnold Kübler («Zürcher Illustrierte») oder Otto Kleiber («Nationalzeitung») bewiesen als kreative Redaktoren, wie fruchtbar sich ein «Grenzverkehr» zwischen Journalismus und Literatur auswirken kann. Sie holten die Literatur in die Zeitung, während z.B. Otto F. Walter oder Hermann Burger in ihren Romanen die Zeitung in die Literatur holten.

Den Beitrag über Loosli verfasste der polnische Germanist Dariusz Komorowski: «Feuilleton versus Leitartikel in einer lokalen Ein-Mann-Zeitung. Carl Albert Looslis Berner-Bote (1904-1906).» Als Alleinredaktor hat Loosli die Zielsetzung des Blattes u.a. damit umschrieben, dass es die Vermittlung zwischen «Bauern und Städtern» bezwecke, indem es «Landleute und Städter zu wechselseitig sich ergänzendem Denken» anregen wolle – was gerade wieder sehr aktuell ist (SVP-Kampagne gegen die Städter!). Dabei betonte Loosli, dass er nicht «im Parteigeist» schreiben wolle, weil dieser den «Menschengeist tötet». Komorowski zeigt auf, wie Loosli Leitartikel und Feuilleton wechselseitig betreibt. Unter dem Pseudonym Carl Trebla publiziert er eigene Erzählungen, aber er nimmt auch Texte von Schriftstellern wie Maxim Gorki, Hans Christian Andersen, Mark Twain und Jeremias Gotthelf auf. Komorowski hat bereits 2014 eine grosse Studie über Loosli veröffentlicht: *Ein Intellektueller im Narrenhabit*. Carl Albert Looslis Publizistik in der nationalen Identitätsdebatte der Schweiz um 1900 (Könighausen & Neumann 2014, vgl. *C. A. Loosli aktuell* Nr. 6, 2015).

Martin Uebelhart

Nutz dy Zyt

Nutz dy Zyt, solange das d'jung bisch!
Wärche mues me, wem e gsung isch!
S's chunnt e Zyt, wo's nümme geit
U wo eim alls abverheit!

Iß u treich, solange das teckt isch,
Lue, das sälbisch nid versteckt bisch;
's schlaht e Stung, 's isch nüt meh da,
wär nid wölle het, het gha!

's chunnt nüt ume wo scho für isch!
We den einisch aht u düür bisch,
Het nüt meh e gueti Chust,
U vorby isch's mit em Glust!

Carl Albert Loosli: *Mys Ämmitaw* (1911).
Rotpunktverlag, Zürich 2008, S. 13

Bärndütsch, dänk! Mundartvereine

Zusammengestellt von Hansueli Mutti
humutti@gmx.ch

Das Online-Wörterbuch berndeutsch.ch

Was tun, wenn die Arbeitskolleg*innen Schwierigkeiten mit dem Berner Dialekt bekunden, der beim Kunden gesprochen wird? Ein Online-Wörterbuch, das die schwierigen Wörter auf Hochdeutsch übersetzt!

So entstand im Jahre 1999 die erste Version der Website berndeutsch.ch. Das Wörterbuch enthielt beim Start nur ein Dutzend Einträge, aber es gab ein Formular, damit die Besucher*innen selbst neue Wörter vorschlagen können.

Heute, über 20 Jahre später, ist das Berndeutsch-Wörterbuch durch solche Vorschläge auf über 8500 Einträge angewachsen und es wird pro Monat von über 20 000 Personen konsultiert.

Dieser Erfolg ist einer kleinen Gruppe von engagierten Berner*innen zu verdanken, welche ihre Freude und Neugier für ein lebendiges Berndeutsch in all seinen Varianten mit anderen teilen indem sie die Vorschläge kontrollieren und ausarbeiten bevor sie freigeschaltet werden (100% Freiwilligenarbeit).

www.berndeutsch.ch: Berndeutsch für alle!

Die Simon Gfeller Stiftung

Man weiss vielleicht, dass Simon Gfeller auf dem Zuguet aufwuchs, im alten Thal-Schulhaus seine Schulzeit verbrachte und später Bücher schrieb, vor allem in Mundart. Man weiss noch, dass im Thal-Schulhaus ein Museum eingerichtet ist, im Krummholzbad öffentliche Gfeller-Anlässe stattfinden und kleinere Ausstellungen besichtigt werden können. Aber sonst?

Die Stiftung hat ihren Ursprung im Jahr 1968 mit der Umbenennung von Dürrgraben in Heimisbach zu Ehren von Simon Gfeller. Im Anschluss daran haben die Kinder des Dichters mit dem Nachlass ihres Vaters eine Stiftung ins Leben gerufen.

Wir betreuen den dichterischen Nachlass und sind dafür besorgt, dass Gfellers Bücher stets erhältlich sind. Darüber hinaus geben wir neue Bücher zum Thema Simon Gfeller heraus. Im Dichter-Museum im Thal zeigen wir Schriften, Bilder und Gegenstände und organisieren neue Ausstellungen. Unser Anliegen sind also die Förderung von Mundartdichtung und -forschung und Emmentaler Kultur.

Simon Gfeller Stiftung, 3453 Heimisbach

Karl Grunder Verein

3508 Arni Bern (Gründung 30.06.2010)

Der Mundartdichter Karl Grunder hat für das Emmental, für die Berndeutsche Sprache und für die ursprüngliche Folklore sehr viel getan und zu seiner Zeit entscheidende positive Akzente gesetzt.

Nachdem klar war, dass 2010 nach 77 Jahren erstmals kein Hammeggfest mehr stattfinden wird, haben einige initiative Personen beschlossen Gegensteuer zu geben und die von Karl Grunder geschaffenen grossen kulturellen Werte im vernünftigen Umfang weiter am Leben zu erhalten.

Vereinsgründung am 30.06.2010 mit den Zielen: Erhalten und fördern der Vermächtnisse vom Mundartdichter Karl Grunder, die in Form von Büchern, Theaterstücken und Liedkompositionen vorliegen. Erhalten der Gedenkstätte auf der Hammegg. Fördern der Beziehung von Stadt und Land im Sinne von Karl Grunder mit geeigneten Anlässen.

Aktuelles: Jährlicher reduzierter kultureller «Hammegg-Tag». Aufarbeitung und Übergabe diverser Archiv-Unterlagen an die Burgerbibliothek Bern. Hoffen auf eine Verjüngung im Vorstand und bei den Vereinsmitgliedern.

Förderverein Hans Ulrich Schwaar

Der Förderverein Hans Ulrich Schwaar wurde 2019 von Freunden und Mitgliedern der ehemaligen Stiftung Hans Ulrich Schwaar gegründet. Der Hauptzweck des Vereins ist, die Erinnerung an H.U. Schwaar wachzuhalten und sein Werk durch Bücherverkauf und Lesungen zugänglich zu machen.

Hans Ulrich Schwaar (1920 – 2014) war Lehrer, Sportler, Kunstsammler, Übersetzer und Schriftsteller sowie Freund und Ethnograf der Samen. Hier soll im Besondern auf seine schriftstellerische Tätigkeit im Mundartbereich eingegangen werden. Er schrieb im Dialekt des Oberemmentals.

Als kleine Kostprobe: Die erste Strophe des «Oberämmitauer»

*Mit üüs syg gaar nid guet z verhandle
mir higi Gringe hert wi Schtiine
sygi misstöi u verchlemmt
wäärdi angänds grob u böös
drum laai me üüs am beschte
chly näbedrann la muurbe
u handli mit settigne
wo me no chönn rede –
soo ha mer letschthiin z Bäärn la sage*

Weitere Informationen unter: www.hansulrichschwaar.ch
Adresse: schwaarhansulrich.foerderverein@gmx.ch

Die Jeremias Gotthelf-Stiftung

Die Jeremias Gotthelf-Stiftung wurde 2006 ins Leben gerufen. Stifter ist der Kanton Bern. Ihren Sitz sie in Lützelflüh im Emmental, wo sich auch die langjährige Wirkungsstätte des grossen Berner Dichters und Pfarrers Albert Bitzios alias Jeremias Gotthelf befindet. Die Jeremias Gotthelf-Stiftung wurde errichtet, damit die Werke von Jermias Gotthelf neu ediert werden können und in Lützelflüh ein Gotthelf Zentrum errichtet werden konnte.

Die Jeremias Gotthelf-Stiftung hat somit zwei Wirkungskreise:

– An der Forschungsstelle Jeremias Gotthelf am Institut für Germanistik der Universität Bern werden die Werke von Gotthelf in Textbänden neu herausgegeben und in Kommentarbänden kommentiert (https://www.gotthelf.unibe.ch/index_ger.html).

Diese aufwändige Arbeit ist auf 30 Jahre angelegt.

– Das Gotthelf Zentrum in Lützelflüh stellt ein denkmalgeschütztes architektonisches Ensemble von nationaler Bedeutung dar (<https://www.gotthelf.ch/de>). Das ehemalige Pfarrhaus und weitere Gebäude wurden sorgfältig restauriert. Das Gotthelf Zentrum pflegt das Erbe Gotthelfs und bringt den Besucherinnen und Besuchern aus dem In- und Ausland diese bedeutende Persönlichkeit näher.

Stiftung Rudolf von Tavel

Von Ändifinke, Duureli, tschämele und ziggle

Der studierte Jurist Rudolf von Tavel, geboren am 21. Dezember 1866 in Bern und verstorben am 18. Oktober 1934 im Zug, arbeitet zunächst als Redaktor beim Berner Tagblatt. Mit der Erzählung «Jä gäll, so geit's!» im Jahr 1901 gelingt ihm der Durchbruch. Ab 1920 lebt und arbeitet er als freier Schriftsteller in Bern.

Der Nachlass des Dichters wird heute in der Burgerbibliothek Bern aufbewahrt und ist der Öffentlichkeit zugänglich. Im August 2003 wird in Bern die «Stiftung Rudolf von Tavel» gegründet. Sie besitzt ausschliesslich gemeinnützigen Charakter und ihr Zweck ist es, die Bekanntheit und Verbreitung des bedeutenden literarischen Schaffens von Rudolf von Tavel zu fördern und den Unterhalt der Gedenkstätte auf dem Leuenberg zu gewährleisten. Der Stiftungsrat umfasst 7 Mitglieder, als Präsidentin steht Dr. Léonie von Tavel, Urgrossnichte des Dichters, der Stiftung seit 2020 vor.

Zusätzlich hat die Stiftung einen «Freundeskreis des Schaffens von Rudolf von Tavel» ins Leben gerufen, der aktuell über etwas mehr als 300 Mitglieder verfügt. Die Mitgliedschaft ist unentgeltlich.

Stiftung Rudolf von Tavel: www.rudolfvontavel.ch
Burgerbibliothek Bern: www.burgerbib.ch/de

Empfehlungen

Die Macht des Charlatans

Grete De Francesco: Die Macht des Charlatans. Mit 69 Abb. und einem biographischen Essay von Volker Breidecker. Die andere Bibliothek Bd. 434, Berlin 2021. ISBN 978-3-8477-2036-2

Das Buch erschien 1937 im Schwabe Verlag Basel. Grete De Francesco legte damit eine ebenso kultur- und kunstgeschichtliche wie soziologische Studie über den Typus des Scharlatans oder Quacksalters und seines Publikums vor, denn die Scharlatanerie ist ein Spiel mit den Hoffnungen des Publikums. Ein Scharlatan sei «derjenige, der sich rühmt, zu wissen, was er nicht weiss, und Fähigkeiten zu haben, die er nicht hat.» Ohne die Nazis auch nur mit einem Wort zu erwähnen, weitete sie den Blick vom Jahrmarkt-Budenzauber aufs Politische. Die Macht des Scharlatans bestehe darin, «dass er alle Unsicherheiten einer religiösen, geistigen, historischen oder ökonomischen Situation durch mannigfaltige Fälschungen so auszunützen und zu lenken wusste, dass eine Wertewelt entstand, in der seine eigenen Unwerte zu Werten wurden.» Die Beispiele, die sie in Literatur und Bildkunst für die opportunistischen Wahrheitsbeuger findet, fügen sich in eine Erzählung von der Verführbarkeit des Menschen: «Dort Elixiere, hier Meinungen – am Ende läuft es auf eins heraus.» Thomas Mann, Walter Benjamin empfahlen das Buch wärmstens. Sie erkannten dessen Aktualität. Dann wurde es vergessen, wie auch die 1893 in Wien geborene Autorin. Sie wurde 1945, kurz vor Kriegsende, im KZ Ravensbrück von den Nazis ermordet. Nun ist das Buch in einer sorgfältigen Neuausgabe wieder erhältlich – und es ist im Zeitalter von Fake News und «alternativen Wahrheiten» aktuell wie eh und je.

Martin Uebelhart

Das kontaminierte Museum

Erich Keller: Das kontaminierte Museum. Das Kunsthhaus Zürich und die Sammlung Bührle. Zürich: Rotpunktverlag 2021. 192 S., Fr. 27.-

Der Neubau des Kunstmuseums Zürich beherbergt seit kurzem die private Kunstsammlung des Waffenhändlers Emil G. Bührle. Das sorgte schon im Vorfeld für heftige Kontroversen. Kein Schweizer Kunstsammler war enger in den NS-Kunstraub verwickelt als Emil G. Bührle. Von 1939 bis 1945 kaufte er etwa hundert, zwischen 1946 und seinem Tod 1956 fast fünfhundert Objekte. Bührle unterhielt ein Netzwerk von Zwischenhändlern, das ihm Kunstobjekte zuspielte. Man sollte annehmen dürfen, dass alle Beteiligten – Bührle-Stiftung, Kunsthhaus und Stadt Zürich – einvernehmlich an einer Klärung der Herkunft der Kunstschatze interessiert sind. Schliesslich soll die Ausstellung zum internationalen Publikumsmagnet werden und Zürich als Kulturmetropole aufwerten. Doch wir erleben ein skandalöses Trauerspiel.

Der Historiker Erich Keller war zwei Jahre lang wissenschaftlicher Mitarbeiter des Forschungsprojekts «Historische Kontext-

tualisierung der Sammlung Bührle» an der Universität Zürich. Er wehrte sich gegen beschönigende Eingriffe der Bührle-Stiftung und der Stadt Zürich in die Forschungsarbeiten. Mit dem Buch «Das kontaminierte Museum» legt er nun offen, wie versucht wurde, die Nazi-Verstrickungen des seit 1924 in Zürich wirkenden und 1937 eingebürgerten Waffenhändlers, ehemaligen Mitglieds der rechtsextremen Freikorps mit besten Kontakten ins Nazi-Reich quasi als Nebensache zu behandeln. Vor allem aber zielt sich die Bührle-Stiftung mit windigen Erklärungen, Hand zu bieten für eine umfassende Klärung der Herkunft von Kunstwerken, die durch die Verfolgung jüdischer Sammler und Galeristen auf den Kunstmarkt gespült wurden. Noch ist die Geschichte nicht ausgestanden. Fortsetzung folgt.

Martin Uebelhart

Das Bernbuch

Vincent O. Carter: Meine weisse Stadt und ich. Das Bernbuch. Limmat Verlag, Zürich 2021, 440 S., gebunden. ISBN 978-3-03926-009-6

Gerade interessante und wichtige Bücher brauchen oft lange bis sie erscheinen können. Vincent O. Carters *Bernbook* kam 1973 in New York auf den Markt. Nun endlich kann man es in vorzüglicher deutscher Übersetzung lesen. Der Autor stammte aus ärmlichen Verhältnissen in den USA und kam erstmals 1944 als Soldat nach Europa. 1953 landete er schliesslich, nach Aufenthalt in Paris und Amsterdam, in Bern. Er war nicht der erste Schwarze in der Bundessstadt, aber er war der erste, der auch blieb. Er blieb, obwohl er sich in den ersten Zeiten tagtäglich Rassenvorurteilen ausgesetzt sah und diskriminiert wurde. Wir verfolgen seine Abenteuer bei der Zimmersuche, wobei es vorkam, dass Anbieter bei seinem Anblick die Türe zuschlugen oder um Hilfe riefen. Wir verfolgen seine Erlebnisse beim Besuch von Restaurants und Bars. Immer wieder wurde er mit Klischees konfrontiert, die ihn innerlich die Fäuste zusammensammenballen liessen. Etwa, als ihm ein junger Mann den gutgemeinten Vorschlag unterbreitete, in einem Geschäft in einer bunten Uniform die Kunden zu empfangen und ...Bananen anzubieten. Eine weitere Schwierigkeit war, dass er als freier Autor zu leben versuchte. Schreiben aber, so wurde ihm von allen Seiten vorgehalten, sei doch «keine Arbeit». Bald einmal aber verdiente er seinen Unterhalt mit Englischunterricht und mit Sendungen bei Radio Bern, Arbeitsfelder, die ihm viele neue Freund- und Bekanntschaften einbrachte und ihn stadtbekannt machten. Carters Erfahrungen des alltäglichen «kleinen» Rassismus sind das eine, interessant genug, mag sich doch die Leserschaft prüfend fragen wie das heute ist, was sich wohl geändert haben mag. Spannend ist das Buch wegen seiner Einblicke ins Bern der 1950er Jahre, tauchte doch Carter tief in den Kosmos seiner Wahlheimat ein und verblüfft mit vielen seiner Beobachtungen. Die Schweiz sei eine Männerwelt, stellt er fest, die Frauen seien weitgehend rechtlos, allerdings seien sie sensibler als die Männer und sie würden ihre eigenen schlaun Wege gehen und sich so schadlos halten. Das Leben der Menschen sieht er überall durch puritanische moralische Prinzipien eingengt, in den Bereichen des Sexuallebens, der Kunst, der Arbeitswelt, im tägli-

chen Umgang; wirklich glücklich seien die Einheimischen nicht, sie seien geplagt von vielen Ängsten. Köstlich und tiefgründig sind seine Überlegungen zur gesellschaftlichen Funktion des Tea Rooms in Bern. Die wichtigsten Wörter des Schweizer Vokabulars seien «Versicherung» und «Kontrolle». Bei aller Kritik begann Carter aber doch, seine «weisse Stadt», sein Bern zu lieben, die Menschen, die baulichen Schönheiten, und er ist in Sorge um den Verlust von Kulturland. Schliesslich blieb er ja auch in seinem Bern, wo er 1983 starb.

Erwin Marti

ANGAANGAQ

«Schmelzt das Eis in Euren Herzen». Christoph Quarch (Herausgeber) www.koesel.ch. Neuausgabe Mai 2022

Gerne stelle ich Ihnen ein Buch mit Weisheiten für den Alltag, von den Ureinwohnern aus Grönland vor.

«Dein Leben ist ein Geschenk, Dich zu Dir selbst zu führen»

«Bedenke: Die grösste Entfernung im Leben eines Menschen ist die von seinem Verstand zu seinem Herzen»

«Tue etwas mit Bewusstsein. Tue es so, dass es für Dich bedeutungsvoll ist. Tue es mit dem Herzen. Vor allem Tue es! Wenn Du es tust, wirst Du Deine Schönheit entfalten. Du wirst kraftvoll und aufrecht über die Erde gehen – so, wie es Deiner Bestimmung entspricht, jetzt und für alle Zeiten.»

«Du musst lernen anzunehmen egal was da kommt, dann findest Du zu Dir. Deiner Bestimmung zu folgen ohne Dich ablenken zu lassen.»

«Wir haben das Gleichgewicht zwischen Innen und Aussen verloren.»

«Der schönste Geist, den es gibt ist ein lächelndes Herz. Wenn Dein Herz lächelt, lächelt auch Dein Gesicht.»

«Ein einzelnes Lächeln stärkt Dein Immunsystem und erhebt Deinen Geist.»

«Ein gemeinsames Leben lässt sich nur auf der Ebene der Liebe leben.»

«Wenn Du bei Dir zuhause bist so bist Du überall zuhause.»

«Wir brauchen die Weisheit der Ältesten.»

Nach diesen Einblick über Weisheiten der Ahnen aus Westgrönland befindet sich im Buch noch ein Gespräch zwischen dem Herausgeber Christoph Quarch und dem Schamanen ANGAANGAQ. Dieses Buch hat mich mit seinen Weisheiten tief berührt und motiviert zum Umsetzen im Alltag.

Theresa Affolter

Hinter den sieben Bergen

Matthias Wahl: Hinter den sieben Bergen. Anna Josephine Fischer und ihre Geschichte, die mindestens so viel Staub aufwirbelte wie die Gotthard-Postkutsche. In: Historisches Neujahrsblatt Uri 2021. Gisler 1843 AG, Gitschenstr. 9, 6460 Altdorf. 30 CHF.

1945 kam bei der Büchergilde der Roman *Hinter den sieben Bergen* heraus. Autorin war Anna Josephine Fischer, die mit dem Arzt Hans von Fischer in Göschenen lebte, getarnt als dessen Haushälterin. Sie gab eine satirisch gefärbte, teils bitter-böse

Beschreibung des Dorflebens, seiner Menschen, seiner angenehmen und unangenehmen Seiten. Obwohl Göschenen nie genannt wird, war doch dort allen klar, was und wer gemeint war, und manch einer hat sich wieder erkannt. Die Autorin wurde zu einer der bestgehassten Figuren der Urner Region. Als das Buch erschien, war sie allerdings schon lange nicht mehr im Ort. Keine drei Jahre hatte sie in Göschenen gelebt, 1934 bis 1936.

Der St. Galler Matthias Wahl forscht seit Jahren auf den Spuren der deutschen Kommunistin, die von 1902 bis 1972 lebte. Engagiert beschreibt Wahl die Biographie der gebürtigen Anna Wiedemann, die durch Heirat Leibbrand, später von Fischer, und schliesslich Schlotterbeck hiess. 1933 war sie vor den Nazis in die Schweiz geflüchtet. Nach Kriegsende kehrte sie nach Deutschland zurück und lebte in der späteren DDR, geriet dort allerdings in Schwierigkeiten und wurde der Spionage für die Amerikaner verdächtigt. Drei Jahre lang wurde sie in Stasi-Gefängnissen festgehalten. Die überzeugte Kommunistin blieb der Partei treu und verdiente nach ihrer Freilassung 1956 ihren Unterhalt als Schriftstellerin und Hörspielautorin.

Zu hoffen ist, dass es Matthias Wahl gelingt, das Buch *Hinter den sieben Bergen* neu herauszugeben. Und dass das bewegte Leben Annas nicht in Vergessenheit gerät.

Erwin Marti

Ehrung

Unser Vorstandsmitglied Dominik Riedo ist im Mai diesen Jahres mit dem Sigrig-Undset-Preis ausgezeichnet worden. Die Ehrung erfolgte für sein Engagement für Autorinnen und Autoren wie Isabelle Kaiser, Carl Spitteler, Wolf von Niebelschütz, und für unseren C. A. Loosli. Die Sigrig-Undset-Gruppe Schweiz fördert das Gedenken der norwegischen Schriftstellerin mit Wiederabdrucken von Texten im deutschsprachigen Raum und sie fördert Autorinnen/Autoren, die daran arbeiten, u. a. ehemalige Nobelpreisträger nicht vergessen zu lassen. Wir gratulieren Dominik zu dieser Ehrung.

Erwin Marti

Werden Sie Mitglied der Carl Albert Loosli Gesellschaft.

Sie werden über die Aktivitäten der Gesellschaft informiert und alle Veranstaltungen, etc., die mit C. A. Loosli in Zusammenhang stehen.

Jahresbeitrag Fr. 50.-. Anmeldung unter: www.carl-albert-loosli.ch/mitglied-werden

LeserInnenbriefe erwünscht!

Mitteilungen / Agenda

Fortsetzung Editorial: Start auf der Vorderseite (s.1) ...

mitten im Zweiten Weltkrieg einmal mehr an der brutalen stärksten Macht orientierte, zum damaligen Zeitpunkt Hitlerdeutschland. Das werde sich später einmal bitter rächen. Er befürchtete damals (Juli 1943), die Schweiz könnte den Anschluss an die zukünftige Völkergemeinschaft verlieren, sie laufe Gefahr, der-einst isoliert und einsam dazustehen. Es schwebte ihm ein zu schaffendes internationales Völkerrecht auf der Grundlage der Menschenrechte vor. Das Verhältnis der Schweiz nach aussen ist ein weiteres Thema dieser Ausgabe, *Menschenrechte und Aussenpolitik*.

Das Lebenswerk Looslis erstaunt um so mehr, wenn wir an seine ungünstigen Startbedingungen als uneheliches Kind und als Anstaltszögling denken. Die Leiden der «Administrativjustiz» hat er als Jugendlicher am eigenen Leib erfahren, und die von ihm teils auch selber produzierten Schwierigkeiten führten ihn in psychiatrische Anstalten. Dominik Riedo hat sich in der Heilanstalt Waldau umgesehen und einen Beitrag verfasst. Im Unterschied zu Robert Walser etwa war Loosli dort aber nur wenige Monate als Patient «zu Gast» und kurierte seine Morphiumsucht aus. Loosli scheint an seinen Schicksalsschlägen sogar gewachsen zu sein und fand zu Sprache und zur Schrift. Seine schlimmen Erfahrungen hinterliessen seelische Narben, aber er verfügte über beachtliche Kraftquellen und eignete sich eine umfassende Bildung an, über welche wir uns nur wundern können. Für ihn selbst wie für seine in Anstalten aufgewachsenen Schicksalsgenossen galt, was er in seinem Buch *Anstaltsleben* so treffend formuliert hat. Er schreibt über den Anstaltszögling: «Ob bewusst oder nicht wird er so oder anders der Gesellschaft, die ihn so tief einschätzte, die sein Leben verpfuschte, zum Richter gedeihen, und sie wird vor ihm schwerlich bestehen können».

Zwanzig Jahre Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft. Feiern tun wir später, bei besseren Bedingungen.

Erwin Marti

Abschied und Dank

*Lue, ds Läben isch halt win e länge Tag,
Wo me het gwärchet u mängs Schöns het gwunne;
Dernäbe het's ou Chummer gäh u Plag,
U zletscht erlöschet es, grad wie d Abesunne!
C. A. Loosli*

Truurig, aber ou vou Liebi und Dankbarkeit nähme mir Abschied vo mim liebe Maa, mim Vater, Schwiegervatter und üsem Ätti

Peter „Pedro“ Loosli

19. Dezember 1939 – 6. Oktober 2021

Heidi Loosli-Kämpfer
Andrea und Daniel Krebsler-Loosli
Jannik Krebsler und Rebecca Barbeta
Nico Krebsler und Lara Boschung

Truuradrässe: Heidi Loosli-Kämpfer
Archgässli 7, 3454 Sumiswald

Mir bedanke üs bi aune, wo am Peter i sim Läbe Fröid bereitet hei. Sim Wunsch entsprechend nähme mir stiu im ängschte Familienkreis Abschied.

E bsungerige Dank geit a Huusarzt Dr. Lukas Flückiger, a Neurolog Dr. Michael Schüpbach, a Prolindo Bern und a ds Team vor Innere Medizin 5A vom Lindehofspitau Bern für ihri liebivou Betröig und Pfleg.

Wär im Adänke an Peter öppis wett spände, darf gäm C.A. Loosli Gesellschaft, 3018 Bern, berücksichtige:
Postkonto 30-628358-4,
IBAN CH15 0900 3062 8358 4.

Von und über C. A. Loosli

C. A. Loosli Werke

Herausgegeben von Fredi Lerch und Erwin Marti.
Rotpunktverlag Zürich, 2006–2009.
www.rotpunktverlag.ch

Anstaltsleben. Verdingkinder und Jugendrecht. Bd. 1, 552 Seiten. 2006. ISBN 978-3-85869-330-3

Administrativjustiz. Strafrecht und Strafvollzug. Bd. 2, 520 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-331-0

Die Schattmattbauern. Kriminalliteratur. Bd. 3, 424 Seiten. 2006. ISBN 978-3-85869-332-7

Gotthelfhandel. Literatur und Literaturpolitik. Bd. 4, 504 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-333-4

Bümpliz und die Welt. Demokratie zwischen den Fronten. Bd. 5, 568 Seiten. 2009. ISBN 978-3-85869-334-1

Judenhetze. Judentum und Antisemitismus. Bd. 6, 540 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-335-8

Hodlers Welt. Kunst und Kunstpolitik. Bd. 7, 536 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-336-5

Ebenfalls im Rotpunktverlag erschienen:

Carl Albert Loosli:

Mys Ämmital. Gedichte. Einführung von Erwin Marti. Holzschnitte von Emil Zbinden und CD-Hörbuch mit ausgewählten Gedichten, gelesen von C. A. Loosli und Paul Niederhauser. 302 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-388-4

Die Schattmattbauern. Taschenbuchausgabe. 380 Seiten. 2011. ISBN 978-3-85869-442-3

Die Schattmattbauern. Hörspiel. Audio-CD. Emmentaler-mundart von Paul Niederhauser, Musik von Albin Brun. ISBN 978-3-85896-351-8

Pedro Lenz (Hrsg.):

Loosli für die Jackentasche. Geschichten, Gedichte und Satiren. Unter Mitarbeit von Fredi Lerch. 293 Seiten. 2010. ISBN 978-3-85896-426-3

C. A. Loosli Biografie

Erwin Marti / Martin Uebelhart:

Carl Albert Loosli (1877–1959). Biografie. Schwabe Verlag Basel, 2020. 320 Seiten, zahlr. Abb. ISBN 978-3-7965-3809-4

Erwin Marti:

Carl Albert Loosli. 1877–1959. Erschienen im Chronos-Verlag Zürich. www.chronos-verlag.ch.

Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème 1877–1907. Bd. 1, 396 Seiten. 1996. ISBN 978-3-905312-00-3

Eulenspiegel in Helvetischen Landen 1904–1914. Bd. 2, 541 Seiten. 1999. ISBN 978-3-905313-21-5

Im eigenen Land verbannt 1914–1959. Bd. 3.1, 528 Seiten. 2009. ISBN 978-3-0340-0943-0

Partisan für die Menschenrechte. Bd. 3.2, zus. mit Hans-Ulrich Grunder, 770 Seiten. 2018. ISBN 978-3-0340-1432-8

Michael Hagemeister:

Die «Protokolle der Weisen von Zion» vor Gericht. Der Berner Prozess von 1933–1937 und die «antisemitische Internationale». Chronos, Zürich 2017. 645 S., ISBN 978-3-0340-1385-7

Sibylle Hofer:

Richter zwischen den Fronten. Die Urteile im Berner Prozess um die «Protokolle der Weisen von Zion» 1933–1937. Helbing Lichtenhahn, Basel 2011. 216 S., ISBN 978-3-7190-3144-2.

Dariusz Komorowski:

Ein Intellektueller im Narrenhabitus. Carl Albert Looslis politische Publizistik in der schweizerischen Identitätsdebatte um 1900. Königshausen & Neumann, Würzburg 2014. 244 S., ISBN 978-3-8260-5504-1

Gregor Spuhler (Hrsg.):

Anstaltsfeind und Judenfreund Carl Albert Looslis Einsatz für die Würde des Menschen. Chronos, Zürich 2013. 160 S., ISBN 978-3-0340-1129-7

Hugo Loetscher:

Lesen statt Klettern. Aufsätze zur literarischen Schweiz. Diogenes Verlag, Zürich 2003. ISBN 978-3-2570-6353-0

Carl Albert Loosli Gesellschaft

Vorstand

Erwin Marti (Präsident)

Chrischonastr. 55, 4058 Basel
Tel. 061 691 51 92 | Mail: ejmarti52@yahoo.de

Dr. Dominik Riedo (Vizepräsident)

Fuchshubelstrasse 9, 3063 Ittigen
Mail: dr@dominikriedo.ch

Theresa Affolter

Lentulusstrasse 30, 3007 Bern
Tel. 031 372 00 10

Heinz Fahrner (Kasse)

Obere Gwanne 37, 3713 Reichenbach i. K.
Mail: fahrner@bluewin.ch

Andrea Krebsler-Loosli

Bahnhofstrasse 6, 3457 Wasen
Mail: krebslers@bluewin.ch

Markus Küpfer

Aegertenstr. 72, 5732 Zetzwil
Mail: elisabeth-bernet-eich@gmx.ch

Hansueli Mutti (Sekretariat)

Waldeckweg 5, 3508 Arni
Tel. 031 819 28 54 | Mail: humutti@gmx.ch

Martin Uebelhart (Produktion Zeitung)

Buechiweg 12, 8966 Oberwil-Lieli
Tel. 079 653 55 61 | Mail: martinuebelhart@bluewin.ch

Impressum

Herausgeberin: Carl Albert Loosli Gesellschaft

Redaktion: Erwin Marti, Martin Uebelhart, Theresa Affolter

Auflage: 750

Druck: myFlyer.ch

Gestaltung: Giessform, Brückfeldstr. 21, 3012 Bern
www.giessform.com

*Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, aber
versuchen will ich ihn. R. M. Rilke*

In grosser Trauer nehmen wir Abschied von meinem geliebten Ehemann, herzenguten Pa, Grossvater und Schwiegervater, unserem Schwager, Onkel, Grossonkel, Götti, Cousin und Freund

Karl «Kari» Zbinden-Bärtschi

24. Oktober 1952 bis 19. November 2021

Er ist nach langer schwerer Krankheit, die er mit bewundernswerter Tapferkeit und Geduld getragen hat, eingeschlafen.

Katharina «Käthi» Zbinden-Bärtschi
Samuel «Sämi» Zbinden und Diana Schirmann mit Juna
Christine Bärtschi Borter und Andreas Borter
Judith Borter und Tobias Dietrich mit Jonathan
Emanuel Borter
Peter Bärtschi, Christoph Bärtschi, Andrea Bärtschi
Familien May-Zbinden und Stalder-Zbinden,
Verwandte und Freunde

Die Urne wurde im engsten Familienkreis auf dem Friedhof Bern-Bümpliz beigesetzt. Die Abschiedsfeier fand am 26. November 2021, um 14.30 Uhr in der reformierten Kirche Bern-Bethlehem statt.

Im Sinne des Verstorbenen gedenke man Solidar Suisse, 8031 Zürich, PC 80-188-1 mit dem Vermerk «Karl Zbinden» oder dem Universitären Zentrum für Palliative Care des Inselspitals, IBAN CH28 0079 0020 0800 0426 7 mit dem Vermerk «WRO-007 + Karl Zbinden».

Traueradresse: K. Zbinden-Bärtschi, Garbenweg 3, 3027 Bern